



Hochschule Mittweida (FH)
University of Applied Sciences

**ERFAHRUNGEN DER SPÄTAUSSIEDLERINNEN
MIT ERWERBSLOSIGKEIT IM LANDKREIS MITTELSACHSEN.
ZUGÄNGE UND SOZIALPÄDAGOGISCHE ANSÄTZE
ZUR BESSEREN INTEGRATION DER SPÄTAUSSIEDLERINNEN
AM DEUTSCHEN ARBEITSMARKT**

eingereicht als

DIPLOMARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA (FH)
UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

FACHBEREICH: SOZIALE ARBEIT/SOZIALPÄDAGOGIK

Verfasserin: Veronika Schmidt

verteidigt am: 15. Dezember 2010

Erstprüferin: Frau Prof. Dr. Weber-Unger-Rotino

Zweitprüfer: Herr Prof. Dr. Scherer

Veronika Schmidt

Thema der Diplomarbeit:

ERFAHRUNGEN DER SPÄTAUSSIEDLERINNEN
MIT ERWERBSLOSIGKEIT IM LANDKREIS MITTELSACHSEN.
ZUGÄNGE UND SOZIALPÄDAGOGISCHE ANSÄTZE
ZUR BESSEREN INTEGRATION DER SPÄTAUSSIEDLERINNEN
AM DEUTSCHEN ARBEITSMARKT

Roßwein, Hochschule Mittweida/Roßwein (FH)

University of Applied Sciences

Fachbereich Soziale Arbeit/Sozialpädagogik, Diplomarbeit 2010

Referat:

Die Diplomarbeit befasst sich mit der Problematik der Arbeitsmarktintegration von Spätaussiedlerinnen im Landkreis Mittelsachsen. Spätaussiedlerinnen werden als eine besondere Gruppe dargestellt. Das Hauptanliegen meiner Arbeit ist zu untersuchen, welche Erfahrungen Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit erlebt haben und wie sie mit Erwerbslosigkeit umgehen. Weitere Schwerpunkte der Arbeit bilden die Analyse von Ursachen der Erwerbslosigkeit unter Spätaussiedlerinnen, Benachteiligungserfahrungen, Bewältigungsstrategien und auch möglichen sozialpädagogischen Ansätze zur besseren Arbeitsmarktintegration der Spätaussiedlerinnen.

INHALTSVERZEICHNIS

Abkürzungsverzeichnis	6
Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	8
1. Einleitung	9
2. Begriffsbestimmungen und Definitionen	12
2.1 Migration	12
2.2 Spätaussiedler	14
2.2.1 Gesetzeslage der Spätaussiedler	15
2.2.2 Statistische Daten	16
2.3 Integration	18
3. Die Lebens- und Arbeitsmarktsituation der Spätaussiedlerinnen im Herkunftsland	27
3.1 Die ehemalige Sowjetunion	27
3.2 Die Zeit nach der Wende	32
4. Umsiedlung nach Deutschland	36
4.1 Ursachen der Umsiedlung nach Deutschland	36
4.2 Erwartungen der Spätaussiedlerinnen an Deutschland	38
5. Eigene Untersuchung	39
5.1 Methodische Vorgehensweise	39

5.1.1	Die Auswahl von Interviewpartnerinnen	40
5.1.2	Die Erhebungsphase	41
5.1.3	Die Auswertungsphase	42
5.2	Untersuchungsergebnisse	44
6.	Arbeitsmarktsituation von Spätaussiedler(inne)n in Deutschland	52
6.1	Berufliche Integration von Spätaussiedlerinnen	52
6.1.1	Zeitlicher Verlauf der beruflichen Integration	54
6.1.2	Bedeutung und Erwerb der deutschen Sprache	55
6.1.3	Berufsstruktur und Anerkennung der Berufsabschlüsse	58
6.1.4	Berufliche Weiterbildung	60
6.2	Bedingungen des Arbeitsmarktes	62
7.	Orientierung der Spätaussiedlerinnen im Beruf und in der Familie	64
7.1	Selbstbild der Aussiedlerinnen	64
7.2	Familiäre Orientierung	67
7.3	Berufliche Orientierung	69
8.	Erwerbslosigkeit der Spätaussiedlerinnen	72
8.1	Zum Begriff der „Erwerbslosigkeit“	72
8.2	Erwerbslosigkeit und beruflicher Abstieg von Spätaussiedlerinnen	75
8.3	Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit	77
8.4	Diskriminierung und Benachteiligung	79
8.4.1	Geschlechtsbezogene Diskriminierung	79

8.4.2	Diskriminierungs- und Benachteiligungserfahrungen	84
8.5	Lebensbewältigung und Bewältigungsstrategien bei der Erwerbslosigkeit	89
9.	Soziale Arbeit mit Spätaussiedlerinnen	92
9.1	Zugänge und sozialpädagogische Ansätze zur besseren Integration der Spätaussiedlerinnen in den deutschen Arbeitsmarkt sowie in der allgemeinen Arbeit mit Spätaussiedlerinnen	92
9.2	Sozialpädagogische Hilfsangebote für Spätaussiedlerinnen im Landkreis Mittelsachsen am Beispiel des Vereins „Hoffnung-Nadezhda e.V.“	100
10.	Schlussbemerkungen	103
	Literaturverzeichnis	107
	Anhang	117
	Erklärung zur selbständigen Anfertigung der Arbeit	160

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

Abb.	Abbildung
Abs.	Absatz
ARGE	Arbeitsgemeinschaft
ARGE SGB II	Arbeitsgemeinschaft zur Grundsicherung für Arbeitssuchenden
Art.	Artikel
BA	Bundesagentur für Arbeit
BAMF	Bundesamt für Migration und Flüchtlinge
BVFG	Bundesvertriebenengesetz
bzw.	beziehungsweise
d.h.	das heißt
EDV	Elektronische Datenverarbeitung
ESF	Europäische Sozialfond
etc.	et cetera (lat.: „und so weiter“)
FAFRA	Forschungsprojekt „Familienorientierung, Frauenbild, Bildungs- und Berufsmotivation von eingewanderten und westdeutschen Frauen in interkulturell-vergleichender Perspektive“
GG	Grundgesetz
GUS-Staaten	Gemeinschaft Unabhängiger Staaten
Hartz IV	Arbeitslosengeld II
Herv. d.V.S.	Hervorhebungen durch Veronika Schmidt
IAB	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung
IEB	Integrierte Erwerbsbiografie
ILO	Internationale Arbeitsorganisation
JMD	Jugendmigrationsdienst
Nr.	Nummer
PZI	Problemzentriertes Interview
QAB	Qualifizierung von Arbeitslosen ohne Berufsabschluss zu einem anerkannten Berufsabschluss

QSA	Qualifizierung für Spätaussiedler(inne)n und Ausländer(inne)n
SGB II	Sozialgesetzbuch Zwei: Grundsicherung für Arbeitssuchenden.
SGB III	Sozialgesetzbuch Drei: Arbeitsförderung
SMWA	Sächsische Staatsministerium für Wirtschaft und Arbeit
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
Tab.	Tabelle
UdSSR	Union der sozialistischen Sowjetrepubliken
usw.	und so weiter
vgl.	vergleiche
WoZuG	Wohnortzuweisungsgesetz
z.B.	zum Beispiel
Zit. n.	Zitat nach

ABBILDUNGS- UND TABELLENVERZEICHNIS

Abbildung 1	Bevölkerung mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland	117
Abbildung 2	Zuzug von Spätaussiedlern und ihrem Familienangehörigen	118
Abbildung 3	Erwerbsstatus von Spätaussiedlern, Ausländern und Deutsche	119
Abbildung 4	Stellung im Beruf von sozialversicherungspflichtigen Vollzeitbeschäftigten nach Geschlecht und Nationalität	120
Abbildung 5	Erwerbslose Personen in Deutschland nach Bevölkerungsgruppen	121
Tabelle 1	Die Anzahl der Aufgenommenen Spätaussiedler(inne)n in Sachsen	17
Tabelle 2	Integrationsprozess nach Baden	19
Tabelle 3	Eingliederungsversionen nach Schmitt-Rodermund/Silbereisen	21
Tabelle 4	Eingliederungsformen von erst seit kurzem in Deutschland lebenden Aussiedler(inne)n	24
Tabelle 5	Die ungerechte Teilung der Haushaltsarbeit	30
Tabelle 6	Bildungsstand der befragten Russlanddeutschen und der sowjetischen Bevölkerung	35
Tabelle 7	Verteilung der befragten Russlanddeutschen und der sowjetischen Beschäftigten auf soziale Schichten	35
Tabelle 8	Transkriptionsregeln nach Kallmeyer/Schütze	43
Tabelle 9	Arbeitslose Spätaussiedler(inne)n	74
Tabelle 10	Bestand an Arbeitslosen nach ausgewählten Merkmalen in Sachsen	74

1. Einleitung

Spätaussiedler sind Deutsche, die vor ihrer Einwanderung nach Deutschland vor allem in der Sowjetunion, deren Nachfolgestaaten sowie anderen ehemaligen Ostblockstaaten lebten. Deutschstämmige Spätaussiedler und ihre engsten Familienangehörigen erhalten bei der Einreise die deutsche Staatsbürgerschaft. Von 1989 bis 2006 sind insgesamt 2,8 Millionen Spätaussiedler zugezogen. Seit den großen Zuwanderungswellen 1989 und Anfang der 1990er Jahre gab es erhebliche Probleme bei ihrer Arbeitsmarktintegration. Hohe Arbeitslosigkeit und deutliche Unterschiede beim Einkommen und der Qualifikationsstruktur im Vergleich zu den hier aufgewachsenen Deutschen kennzeichneten die Lage (vgl. Koller 1997).

Bis zum Ende der achtziger Jahre galt die Integration von Aussiedlern als weitestgehend unproblematisch. Mit dem Zusammenbruch des Sowjetsystems entschieden sich viele Angehörige der deutschen Minderheit für eine Ausreise in die Bundesrepublik. Sie waren von der Gesellschaft ihres Herkunftslandes stark geprägt, Kenntnisse der deutschen Sprache waren nur noch in geringem Maße oder gar nicht vorhanden.

In den letzten Jahren wurden nur wenige Analysen zur aktuellen Arbeitsmarktsituation der Spätaussiedler veröffentlicht. Dies liegt unter anderem daran, dass sie bei ihrer Einreise die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten haben und somit in der amtlichen Statistik in der Regel nicht gesondert erfasst sind. Lediglich im sozioökonomischen Panel und einigen speziellen Erhebungen können Spätaussiedler identifiziert werden. In der Arbeitslosenstatistik der Bundesagentur für Arbeit (BA) wird fünf Jahre nach der Einreise der Spätaussiedlerstatus gelöscht. Anschließend sind diese Personen als solche nicht mehr identifizierbar. Eine differenzierte Betrachtung der Arbeitsmarktintegration von Spätaussiedlern ist somit kaum möglich. Eine verbesserte Datenbasis liefert seit einiger Zeit die „Integrierte Erwerbsbiografie“ (IEB) des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), in der verschiedene Prozessdaten der BA kombiniert werden und Spätaussiedler eindeutig identifizierbar sind. Die IAB hat somit eigene Statistik der Spätaussiedlergruppen erfasst. Dabei wurde vor allem festgestellt, dass am höchsten die Arbeitslosigkeit bei Spätaussiedlerfrauen vorliegt.

Ich habe mich entschieden, mich in meiner Diplomarbeit mit dem Thema „Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit“ zu beschäftigen, wobei ich auch die möglichen Zugänge und sozialpädagogischen Ansätze zur besseren Integration der Spätaussiedlerinnen am deutschen Arbeitsmarkt analysieren möchte.

Ich möchte vor allem herausfinden, wie die Frauen im Alter zwischen 45 und 60 Jahren ihre Erwerbslosigkeit wahrnehmen und wie sie sich dabei fühlen? Wie sieht ihre Arbeitsmarktsituation aus? Welche Schwierigkeiten erleben sie bei der Arbeitsmarktintegration? Und welche sozialpädagogischen Ansätze wären zur besseren Arbeitsmarktintegration hilfreich gewesen?

Dazu habe ich verschiedene Studien und Untersuchungen über die Lebensbedingungen, berufliche Integration, Arbeitslosigkeit und Befindlichkeit von Spätaussiedlerinnen gelesen. Außerdem habe ich meine eigene Untersuchung mit zwei Spätaussiedlerfrauen, die vor 8 bis 15 Jahren mit ihren Familien als Spätaussiedlerinnen in die Bundesrepublik eingereist sind, durchgeführt. Die Betroffenen (Frau T., 48 Jahre, aus Russland und Frau E., 45 Jahre, aus Russland) kommen hier selbst zu Wort (Interview Nr. 1 von Frau T. und Interview Nr. 2 von Frau E., die im Anhang zu finden sind). Ziel meiner kleinen Untersuchung ist, die Erfahrungen der beiden Gesprächspartnerinnen mit Erwerbslosigkeit und ihre Arbeitsmarktsituation zu untersuchen. Dabei sollen Zusammenhänge zwischen den individuellen Geschichten und der Wirkung von Erfahrungen in gesellschaftlichen und sozialen Strukturen - ausgearbeitet werden.

Im zweiten Kapitel werde ich kurz auf die Migration im Allgemeinen und auf die Integration von Spätaussiedler(inne)n im Besonderen eingehen. Zunächst möchte ich die rechtliche Grundlage der Zuwanderungsgruppe der Spätaussiedler/-innen, die auch mit den statistischen Daten verdeutlicht wird, darstellen, um danach den Begriff der „Integration“ sowie das Integrationsphasenmodell von seinem wissenschaftstheoretischen Ansatz her zu beschreiben.

Im dritten und vierten Kapiteln werde ich die Lebens- und Arbeitsmarktsituation der Spätaussiedlerinnen in ihrem Herkunftsland sowie das Phänomen der Umsiedlung nach Deutschland darstellen, um besser nachvollziehen zu können, wodurch ihr „vergangenes“ Leben geprägt wurde und was die Spätaussiedlerinnen zu ihrer Ausreise veranlasst hat.

Im fünften Kapitel befasse ich mich mit meiner eigenen Untersuchung, wobei ich die Ergebnisse zusammenfasse, um zu sehen, welche Erfahrungen meine Interviewpartnerinnen mit Erwerbslosigkeit haben und wie ihre derzeitige Arbeitsmarktsituation aussieht.

Weitere Schwerpunkte der Arbeit bilden die Arbeitsmarktsituation der Spätaussiedler/-innen hier in Deutschland. Dabei werde ich den Verlauf der beruflichen Integration, die wichtigsten Voraussetzungen zur beruflichen Integration sowie die Bedingungen des Arbeitsmarktes in Deutschland analysieren.

Um zu verstehen, wie die Spätaussiedlerinnen aus dem Herkunftskontext heraus geprägt sind und was die berufliche Integration für sie bedeutet, werde ich im siebenten Kapitel das Selbstbild der Frauen sowie ihre berufliche und familiäre Orientierung darstellen.

Das nächste Kapitel widmet sich dem Hauptthema meiner Diplomarbeit, nämlich dem Thema Erwerbslosigkeit von Spätaussiedlerinnen. Hier werde ich das Phänomen der Erwerbslosigkeit beschreiben sowie auf die Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit diesem Phänomen eingehen. Dabei sollen auch Ursachen der Erwerbslosigkeit, vor allem auch Benachteiligungs- und Diskriminierungserfahrungen, analysiert werden und es wird auch auf die Bewältigungsstrategien der Frauen eingegangen.

Im neunten Kapitel werde ich mögliche Zugänge und sozialpädagogische Ansätze zur besseren Integration der Spätaussiedlerinnen in den deutschen Arbeitsmarkt sowie in der allgemeinen Arbeit mit Spätaussiedlerinnen darstellen sowie sozialpädagogische Hilfsangebote für Spätaussiedlerinnen im Landkreis Mittelsachsen am Beispiel des Vereins „Hoffnung-Nadezhda e.V.“ vorstellen.

Im Schlusskapitel sollen noch einmal die Probleme der Spätaussiedlerinnen, besonders bei ihrer beruflichen Integration, zusammengefasst werden und mögliche Anregungen für die weitere Gestaltung der Integrationsarbeit im Landkreis Mittelsachsen dargestellt werden.

Die Berücksichtigung aller relevanten Aspekte zum Verständnis von Migration (im Bezug auf die Interviews) und der damit verbundenen Erfahrungen der davon betroffenen Menschen sind im Rahmen meiner Arbeit nicht annähernd möglich. Daher erhebt meine Arbeit keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit, sondern kann allenfalls eine Auswahl von mir subjektiv für wichtig erachteter Aspekte und Probleme darstellen.

2. Begriffsbestimmungen und Definitionen

Im Rahmen meiner Diplomarbeit möchte ich bestimmte Begriffe – wie Migration, Spätaussiedler, Integration, Erwerbslosigkeit –, die ich öfters benutzen werde und die einen theoretischen Bezugsrahmen darstellen, definieren.

2.1 Migration

Eine Literaturrecherche zum Stichwort Migration erbrachte nur eine Handvoll von Hinweisen. Zudem haben inzwischen sehr viele ihre eigene Definition gegeben. Der Begriff Migration basiert auf dem lateinischen Wort „migrare“ und bedeutet „wandern“ bzw. „übersiedeln“. Von Migration spricht man, wenn eine Person ihren Lebensmittelpunkt räumlich verlegt. Von internationaler Migration spricht man dann, wenn dies über Staatsgrenzen hinweg geschieht (vgl. BAMF 2008, S. 14).

Insgesamt unterscheiden sich Definitionen von Migration im Wesentlichen darin, dass die Differenz zwischen Ankunfts- und Zielregion, die notwendig ist, um von Migration zu sprechen, unterschiedlich bestimmt wird. Migration kann unterschieden werden im Hinblick auf räumliche Gesichtspunkte (intra- oder international), zeitliche Aspekte (temporär oder dauerhaft) und weiterhin bezogen auf die Wanderungsentscheidung (mehr oder weniger freiwillig oder erzwungen). Auch die Frage, ob es sich um Individual-, Gruppen- oder Massenwanderungen handelt (Treibel 2008, S. 19f.), ist ein in der Literatur häufig angeführtes Unterscheidungsmerkmal.

Zwar kann unter Migration letztlich jede „Ortsveränderung von Personen“ verstanden werden (vgl. Hoffmann-Nowotny 1973 in: Mecheril, P. 2010, S. 42), die formelle und informelle Erzeugung des Migranten, so wie wir ihn gegenwärtig kennen, ist jedoch an die nationalstaatliche Ordnung gebunden.

Als Migration kann auch die biografisch relevante Überschreitung kulturell, juristisch, lingual und (geo-)politisch bedeutsamer Grenzen bezeichnet werden. Migration geht mit der Veränderung und der Bestätigung des Bestehenden einher. In der politischen und alltagsweltlichen Diskussion um das Thema Migration geht es immer auch um die Frage, wie eine nationalstaatliche Gesellschaft ihre Grenzen festlegt und wie sie

innerhalb dieser Grenzen mit Differenz, Heterogenität und Ungleichheit umgeht. Migration problematisiert Grenzen. Dies sind nicht nur territoriale Grenzen, sondern vor allem die symbolischen Grenzen der Zugehörigkeit. Durch Migration wird die Frage der Zugehörigkeit individuell, sozial und auch gesellschaftlich zum Thema. Dies gilt nicht nur für die Zugehörigkeit der „Migrant(inn)en“, sondern muss allgemeiner verstanden werden. Denn durch die Migration werden Zugehörigkeitsverhältnisse problematisiert. Der Ausdruck „Migration“ erfasst somit eine Vielzahl von Phänomenen, die für eine Gesellschaft charakteristisch sind, in der Aus- und Einwanderung, das Entstehen von Zwischenwelten oder „Fremdheit“ erfindende Diskurse von großer Bedeutung sind (vgl. Mecheril 2010, S. 11 ff.).

Im Weiteren finde ich wichtig und notwendig zu klären, welche Personengruppen als Migranten oder Menschen mit Migrationshintergrund zu betrachten sind. „Migrant/in“ ist eine Bezeichnung, die von Diskursen um Identität, Fremdheit, ethnische und kulturelle Differenz hervorgebracht wird und in die unterschiedlichen Unterscheidungsweisen eingeht. Deshalb ist „Migrant/in“ eine mehrwertige Bezeichnung. Sie ist diffus und kann mit unterschiedlichen Akzentuierungen und Bedeutungen benutzt werden. Der Gebrauch der Bezeichnung „Migrant/in“ kann die Wanderungserfahrungen fokussieren, die persönliche oder familiäre Herkunft aus einem nicht deutschen Staat, kann auf kulturelle oder ethnische Differenzen verweisen oder aber eine Person adressieren, die einen nicht deutschen Pass besitzt (vgl. Mecheril 2010, S. 38).

Die Mikrozensususerhebung aus dem Jahr 2005 führt als Zuordnungskriterium den Tatbestand des „Migrationshintergrundes“ ein. Zu den Personen mit Migrationshintergrund zählen Ausländer, also Personen mit einer anderen als der deutschen Staatsangehörigkeit, die sogenannten Spätaussiedler, eingebürgerte Personen und Deutsche, von denen mindestens ein Elternteil einen Migrationshintergrund besitzt (vgl. Siegert 2007, S. 107). In Deutschland lebten 2009 16,05 Millionen Menschen mit einem migrationspolitischen Hintergrund, was einem Bevölkerungsanteil von ca. 19% entspricht – das ist auch in **Abbildung 1**, Bevölkerung mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland 2005 – 2009 (siehe Anhang, **Abb. 1**, S. 118), zu erkennen.

Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) unterscheidet verschiedene Arten der Zuwanderung. Zuwanderer unterscheiden sich vor allem hinsichtlich ihres Zugangsrechts, so z.B.: jüdische Zuwanderer, Asylwanderer, rückkehrende deutsche Staatsbürger, EU-Binnenmigranten, Werkvertrags- und Saisonarbeitnehmer, Spätaussiedler usw. (vgl. BAMF 2008, S. 40). In meiner Diplomarbeit werde ich eine Zuwanderungsgruppe, die Gruppe der Spätaussiedler, vertiefend betrachten.

2.2 Spätaussiedler

Die Gruppe der Spätaussiedler ist eine Zuwanderungsgruppe, die besonderen Migrationsmotiven und Anerkennungskriterien unterliegt – diese Gruppe wird öfters als „Deutschrussen“, „Russlanddeutsche“, „Wolgadeutsche“ und „Aussiedler/Spätaussiedler“ (diese Begriffe werden im Allgemeinen und in meiner Diplomarbeit synonym verwendet) bezeichnet.

Im Folgenden möchte ich zunächst einmal klären, welche Personengruppe damit genau gemeint ist, d.h., wer überhaupt unter die Rechtskategorie Aussiedler/Spätaussiedler fällt.

Die sogenannten Aussiedler/-innen sind die größte Zuwanderungsgruppe. Bei ihnen handelt es sich um Nachkommen deutscher Siedler/-innen, die aufgrund der russischen bzw. sowjetischen Politik als Minderheit in geschlossenen Siedlungen im europäischen Teil des Russischen Reiches lebten. Diese Minderheit in der Sowjetunion war nach 1941 Zwangsumsiedlungen und Repressionen ausgesetzt. Aussiedler/-innen gelten im Selbstverständnis der Bundesrepublik als deutsche „Volkszugehörige“ (vgl. Mecheril 2010, S. 27).

Aussiedler sind zunächst einmal „Vertriebene“ – genau definiert wird der Terminus des Aussiedlers im Bundesvertriebenengesetz (BVFG): „Vertriebener ist, wer als deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger (...) nach Abschluss der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen vor dem 1. Juli 1990 oder danach im Wege eines Aufnahmeverfahrens vor dem 1. Januar 1993 die ehemals unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete Danzig, Estland, Lettland, Litauen, die Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien oder China verlassen hat oder verlässt (...)“ (§1 BVFG).

Der Status des Spätaussiedlers wird eindeutig in § 4 BVFG geregelt:

Spätaussiedler sind in der Regel deutsche Volkszugehörige, der die Republiken der ehemaligen Sowjetunion nach dem 31. Dezember 1992 im Wege des Aufnahmeverfahrens verlassen haben. Darüber hinaus müssen nach dem 31.12.1993 geborene Antragsteller von deutschen Eltern oder zumindest einem deutschen Elternteil abstammen und sich bis zum Verlassen der Aussiedlungsgebiete zur deutschen Nationalität erklärt oder auf andere Weise zum deutschen Volkstum bekannt haben (§4 BVFG).

2.2.1 Gesetzeslage der Spätaussiedler

Die Aufnahme von Spätaussiedlern/-innen in die BRD erfolgt auf Grundlage des Artikels 116 des Grundgesetzes (GG). Nach diesem Artikel ist Deutscher im Sinne des Grundgesetzes, „(...) wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder als Flüchtling oder Vertriebener deutscher Volkszugehörigkeit oder als dessen Ehegatte oder Abkömmling in dem Gebiete des Deutschen Reiches nach dem Stande vom 31. Dezember 1937 Aufnahme gefunden hat“ (GG Art. 116, Abs. 1).

Der größte Teil der Aussiedler besitzt keine deutsche Staatsangehörigkeit. Somit berufen sie sich auf die deutsche Volkszugehörigkeit: „Aussiedler ohne deutsche Staatsangehörigkeit sind nach Art. 116 Abs. 1 GG Statusdeutsche“ (Weber 2002, S. 161, zit. N. Vogelgesang 2007, S. 50). Statusdeutsche werden, laut Prof. Vogelgesang, der an der Universität Trier/Soziologiebereich unterrichtet, durch drei Merkmale bezeichnet:

- „Sie müssen als Flüchtlinge oder Vertriebene gekommen sein,
- sie müssen deutscher Volkszugehörigkeit sein,
- sie müssen wegen dieser Eigenschaft Aufnahme in Deutschland gefunden haben“ (Vogelgesang 2007, S. 50, Herv. d. V. S.).

Zudem können auch Ehegatten oder Abkömmlinge die Rechtsstellung des Statusdeutschen erwerben. Deutsche Volkszugehörigkeit in Sinne des BVFG bedeutet, dass sich die betreffende Person in ihrer Heimat zum deutschen Volkstum bekannt hat, sofern dies durch bestimmte Merkmale wie:

- Sprache,

- Abstammung,
- Kultur,
- Erziehung bestätigt wird.

Nichtdeutsche Ehegatten werden Deutsche, wenn die Ehe zum Zeitpunkt des Verlassens des Aussiedlungsgebietes mindestens drei Jahre bestanden hat. Abkömmlinge erwerben die Rechtsstellung mit der Aufnahme in Deutschland. Sonstige Familienangehörige können nur aufgrund der Regelung des ausländerrechtlichen Familiennachzugs einreisen.

Liegen die gesetzlichen Erfordernisse für die Anerkennung als Spätaussiedler vor, wird im sogenannten Aufnahmeverfahren ein entsprechender Bescheid erteilt. Die rechtliche abschließende Feststellung der Spätaussiedlerschaft erfolgt erst durch die zuständigen Behörden der Länder im Bescheinigungsverfahren (vgl. Vogelgesang 2007, S. 50).

Durch die Einführung des Zuwanderungsgesetzes am 01.01.2005 haben sich die Aufnahmebedingungen verschärft. Auch die Ehegatten und Abkömmlinge der deutschstämmigen Antragsteller müssen nachweisen, dass sie ebenfalls der deutschen Sprache mächtig sind. Vorher war es möglich, diese Personen in den Aufnahmebescheid mit einzubeziehen, auch wenn keine Kenntnisse der deutschen Sprache vorhanden waren. Die Sprachkenntnisse werden anhand eines Sprachtests im Herkunftsland überprüft. Wird der Sprachtest nicht bestanden, kann das Einbürgerungsverfahren so lange ausgesetzt werden, bis die betreffende Person eine weitere Teilnahme am Sprachbestandtest beantragt (vgl. Vogelgesang 2007, S. 50 – 51).

2.2.2 Statistische Daten

Nachdem Deutschland bereits zwischen 1945 und 1950 als Folge des 2. Weltkrieges mehr als 12 Mio. Heimat- und sonstige Vertriebene aufgenommen hatte, kamen zwischen 1950 und 1984 pro Jahr durchschnittlich 36.000 Aussiedler und Spätaussiedler in die Bundesrepublik Deutschland. 1987/1988 stiegen die jährlichen Zuwanderungen stark an. 1988 wanderten bereits 203.000 Spätaussiedler nach Deutschland zu, im Jahr 1990 waren es fast 400.000. Im Zeitraum von 1990 bis 2006 wanderten fast zweieinhalb Millionen Menschen im Rahmen des (Spät-)Aussiedlerzuzugs nach Deutschland ein (2.489.938). Es ist davon

auszugehen, dass die überwiegende Mehrheit von ihnen dauerhaft in Deutschland bleibt. Nachdem die Zuwanderung von Personen, die entweder als Aussiedler oder Spätaussiedler einschließlich ihrer Angehörigen nach Deutschland kamen, im Jahr 1990 ihren Höhepunkt erreichte (397.073), sind die Zuzugszahlen stetig zurückgegangen. Im Jahr 2000 sank der Zuzug erstmals auf unter 100.000 Personen. 2007 wurde mit 5.792 Personen der niedrigste (Spät-)Aussiedlerzuzug seit Beginn der Aussiedleraufnahme im Jahr 1950 registriert (siehe Anhang, **Abb. 2**: Zuzug der Spätaussiedlern und ihren Familienangehörigen, S. 119). Der stetige Rückgang der (Spät-)Aussiedlerzahlen seit Mitte der 1990er Jahre resultiert vor allem aus der Abnahme des Zuzugspotenzials, der Änderung der Aufnahmevoraussetzungen (zuletzt: des Sprachstandstests) und der zunehmenden Beseitigung der Ursachen für die Auswanderung.

Allein Bundesland Sachsen hat seit 1991 bis Ende 2008 circa 115.500 Spätaussiedler(inne)n aufgenommen, davon seit dem Jahr 2000 rund 30.000. Die Anzahl der Aufgenommenen entwickelte sich im Einzelnen wie folgt:

Jahr	Summe
1991	4.879
1992	8.701
1993	12.945
1994	12.158
1995	11.831
1996	12.184
1997	9.402
1998	6.688
1999	6.730
2000	6.307
2001	6.378
2002	5.962
2003	4.703
2004	3.825

2005	1.904
2006	411
2007	307
2008	228

Tabelle 1: Die Anzahl der aufgenommenen Spätaussiedler(inne)n in Sachsen (vgl. <http://www.soziales.sachsen.de/3921.html> verfügbar am 30.05.2010).

Über das Wissen hinaus, wie viele Spätaussiedler/-innen bis 2008 nach Sachsen zugewiesen wurden, gibt es kaum Informationen darüber, wie viele Personen dieser Gruppe sich aktuell noch in Sachsen befinden und wie sie sich im Freistaat verteilen. Für den Landkreis Mittelsachsen konnte ich keine statistischen Daten zu den aufgenommenen Spätaussiedler(inne)n herausfinden. Menschen mit Migrationshintergrund sind zwar allgemein statistisch erfasst, aber speziell zu der Gruppe von Spätaussiedler(inne)n sind keine Daten vorhanden.

2.3 Zum Begriff „Integration“

In der Bundesrepublik angekommen, gilt es die Einwanderer zu integrieren. Sie sind fortan deutsche Bürger und sollen in die bundesdeutsche Gesellschaft eingegliedert werden. Die Versorgung mit Wohnraum, mit Arbeits-, Schul- und Kindergartenplätzen gehört zu den naheliegenden Aspekten, wenngleich auch hier die Eingliederung nicht problemlos verläuft. Neben dieser Versorgung, die als materielle, strukturelle oder institutionelle Integration bezeichnet werden kann, steht die soziale Integration an, die die Integration in das politische Leben einschließt. Was aber bedeutet Integration? Welcher Prozess oder Zustand wird damit umschrieben?

Sehr allgemein beschreibend bezeichnen Dietz/Hilkes (1994, S. 16) die Integration als einen wechselseitigen Prozess, der die Aufnahme von Zuwanderern in die Sozialstruktur eines bestehenden gesellschaftlichen Systems beinhaltet. Die Aufgenommenen passen sich in ihren Lebensgewohnheiten und Einstellungen an die Gegebenheiten der hiesigen Gesellschaft an und die Aufnahmegesellschaft reagiert ihrerseits auf die Zuwanderer und verändert sich. Der Integrationsprozess erfordert also

einen beiderseitigen Wandel. Dietz (1997, S. 59) betont hierbei, dass sich die Integration nicht an der (kulturellen) Anpassungsfähigkeit der Zuwanderer misst. Als zentrales Kriterium der Integration gilt vielmehr die gleichberechtigte Teilhabe der Zuwanderer an gesellschaftlichen Ressourcen, unter Anerkennung der für alle geltenden Grundrechte der Aufnahmegesellschaft, ohne dass sie dafür ihre Identität aufgeben müssen.

Es liegt auf der Hand, dass beim Integrationsprozess als entscheidender Faktor die positive Haltung der einheimischen Bevölkerung gilt, die sich auf einen Wandel einlassen muss. Die personale und institutionelle Offenheit ist nahezu Voraussetzung für den Integrationsprozess, sonst ist eine Integration unmöglich. In dem Fall würden die Zugewanderten zur Assimilation oder Isolation gedrängt (vgl. Kühn 1995, S. 36).

Baaden (1997 (I), S. 14) beschreibt den Integrationsprozess aus seinem Verständnis heraus weiterführend: Bei der Integration stehen ökonomische, soziale, psychologische und kulturelle Faktoren in einem wechselseitigen Zusammenhang. Er unterteilt, aus folgender **Tabelle 2** ersichtlich, die Integration in den materiellen, sozialen und kulturellen Bereich (ohne Anspruch auf Vollständigkeit). Wobei er erwähnt, dass in der Realität keine scharfen Trennungen zwischen diesen Bereichen vorhanden sind.

Materielle Integration	Soziale Integration	Kulturelle Integration
Recht/Status	Nachbarschaft, Freunde	Sprache
Beruf	Arbeitsplatz	Normen, Werte
Ausbildung	Schule	Verhaltensweisen
Wohnen	Kindergarten	Religion, Kirche
Soziale Sicherung	Vereine	Alltagskultur
	Politik	Kulturleben
		Medien

Tabelle 2: Integrationsprozess nach Baaden (vgl. Baaden (I) 1997, S. 14ff).

Wichtiger Faktor bei der Integration ist die Identität des Zuwanderers, der sich, nach Baadens Ansicht, aus allen Integrationsbereichen zusammensetzt. Sie entsteht aus dem Selbstbild und dem Fremdbild und erfordert eine ständige Balance zwischen diesen beiden Polen. Das Fremdbild resultiert dabei aus den in der Gesellschaft tatsächlich

oder vermeintlich vorhandenen Ansichten über Zuwanderer. Identität ist im ständigen Wandel begriffen und damit Resultat von Lernprozessen. Erscheint die Differenz zwischen Selbstbild und Fremdbild für den Zugewanderten unüberbrückbar, so liegt eine Identitätskrise vor, die mit schweren psychosozialen Problemen einhergehen kann. Integration ist demzufolge ein umfassender Prozess, der alle Lebensbereiche und die Psyche umfasst und sich immer weiter in Entwicklung befindet (vgl. Baaden (II) 1997, S. 14).

Baaden zählt beispielsweise in einem Überblick langfristige Integrationsziele auf, die neben politischen und gesellschaftlichen Forderungen die inter- und intrapersonelle Ebene ansprechen:

- Gleichberechtigung auf der Grundlage von gegenseitiger Akzeptanz und Toleranz,
- ein Zustand von Zufriedenheit, der Rollensicherheit, der Verhaltensstabilität und das Gefühl der Geborgenheit,
- die politische, ökonomische und rechtliche Gleichstellung,
- ein weitgehend konfliktfreies Zusammenleben von Personen und Gruppen in einem von allen akzeptierten Rahmen verbindlicher Werte und Normen.

Hervorzuheben ist dabei, dass das Integrationsziel nicht in der bedingungslosen Anpassung (Assimilation) besteht, sondern über kulturelle Unterschiede hinweg Kommunikations- und Integrationsprozesse wechselseitig in Gang gesetzt werden sollen (vgl. Baaden (II) 1997, S. 16 f.).

Weitere, anders gelagerte Probleme im Integrationsprozess tauchen auf, wenn sich der Zugewanderte und der Einheimische mit der jeweils anderen Gruppe auseinandersetzt. Dabei tauchen Probleme auf, die auf unterschiedlichen Lebensorientierungen beruhen, durch die das jeweilige Handeln begründet ist. Schmitt-Rodermund/Silbereisen verwenden als Synonym für die übergreifende Lebensorientierung den Begriff der „Kultur“. Für sie ergeben sich vier Eingliederungsversionen bzw. Verläufe, aus folgender **Tabelle 3** ersichtlich, wenn der Zugewanderte sich mit der fremden Kultur der Aufnahmegesellschaft auseinandersetzt:

	Aufnahmekultur angenommen	Aufnahmekultur abgelehnt
Herkunftskultur behalten	Integration	Separierung
Herkunftskultur abgelehnt	Assimilation	Marginalisierung

Tabelle 3: Eigliederungsversionen nach Schmitt-Rodermund/Silbereisen, (vgl. Kunschner 2000, S. 72ff).

Diese Versionen sind als Idealtypen zu verstehen, die in reiner Form kaum anzutreffen sind. Vielmehr sind Überlappungen wahrscheinlich, nicht zuletzt, weil in verschiedenen Lebensbereichen unterschiedliche Bedingungen verschiedene Handlungsstrategien zulassen bzw. fördern (vgl. Kunschner 2000, S. 72 – 73). Bei der Integration spielt die Herkunftskultur eine wichtige Rolle, da eine erworbene Kultur bezeichnend für die „Formatierung“ der eigenen Identität ist. Sie ist Ausdruck des Selbstbildes, also des Bildes, dass eine Person vom eigenen Ich hat, und zugleich Maßstab für die Beurteilung Anderer (Fremdbild). Diese Identität, bzw. die Faktoren, auf denen sie beruht, kann unmöglich durch das Überschreiten einer Grenze umgepolt werden – so tief der erste Schock auch sitzen mag. Auch wenn der Wunsch zu beidem (zum Ausreisen und zum „Werden wie andere Deutsche“) vorhanden ist, braucht die Veränderung zumindest Zeit – gelegentlich gelingt es auch nicht. Eine Identität formiert sich also durch das Reflektieren von Handlungen und deren Erfolgen bzw. Misserfolgen. Eine veränderte, gewissermaßen angepasste Identität kann folglich erst dann eintreten, wenn genügend „Experimente“ durchgeführt worden sind. Maßgeblich für die Geschwindigkeit der Adaption wird das Kriterium, wie verfestigt die eigene Identität zum Zeitpunkt des Kulturwechsels ist. Wichtig ist, solange die neue (Aufnahme-)Kultur noch nicht den tragenden Pfeiler der eigenen Identität abgeben kann, ist es also an dem Part der Herkunftskultur, für psychische Stabilität zu sorgen (vgl. Kunschner 2000, S. 75).

Zusammenfassend kann man sagen, dass Integration sowohl die Annahme von Elementen der Aufnahmekultur als auch das Beibehalten von Facetten der Herkunftskultur bedeutet. Sie gilt deshalb als erstrebenswert, weil sie einerseits einen geregelten Umgang mit aktuellen Anforderungen ermöglichen kann, zugleich jedoch Rücksicht auf die Persönlichkeit von Immigranten nimmt. Im Idealfall wirken überlieferte Elemente stabilisierend und ermöglichen somit das Hantieren in einem fremden Umfeld. Nicht selten wird allerdings von Integration gesprochen und an

Assimilation gedacht. Von Einheimischen verlangt Integration ein erhebliches Maß an Mitwirkung, nicht nur beim Lehren von gängigen Verhaltensweisen und Einstellungsmustern, sondern gerade auch beim Anerkennen von anderen, fremden Gebräuchen, Sichtweisen, Erfahrungen etc. Dies kann nur aus einer offenen Position heraus geschehen, die wesentlich aufwendiger ist als das Weitermachen wie bisher. Die Einheimischen erwarten jedoch, dass die Zuwanderer so werden wie sie, damit sie sie anerkennen (vgl. Kunschner 2000, S. 76).

Im Verständnis eines interkulturellen Lernens wird Integration nicht mehr als einseitige Anpassung oder Assimilation bestimmt, sondern als ein wechsel- und gegenseitiger Lernprozess, der auch die dominante Kultur im Sinne einer Bereicherung verändert.

Identität und Integration werden dabei nicht als statisch, sondern als prozesshaft und immer neu zu definieren betrachtet.

Die vier möglichen Ergebnisse aus den Variablen „Aufnahmekultur“ und „Herkunftskultur“ beschreiben Positionen, die verschiedenes Verhalten in den unterschiedlichsten Lebensbereichen abbilden. Marginalisierung, Separation, Assimilation und Integration können dabei Stationen auf dem Weg der Eingliederung sein, ohne dass allerdings eine Eindimensionalität in Richtung Integration besteht. Auch wenn im Verlauf von Eingliederungsphasen mehrere Veränderungen beim Umgang mit der neuen und alten Kultur feststellbar sind, gibt es für eine Integration keine Garantie.

Assimilation

Assimilation bezeichnet die Auseinandersetzung, Anpassung und Identifikation der Zuwanderer an die Mehrheitsgesellschaft. Die mitgebrachten Verhaltensweisen, Werthaltungen und Traditionen werden zugunsten der in der Aufnahmegesellschaft gängigen Muster aufgegeben. Mit der Assimilation ist zumeist ein gewisser Zwang verbunden, der dem Betroffenen oder seiner Gruppe keine Wahl lässt: Chancengleichheit ist nur nach vorangegangener Anpassung möglich, ansonsten werden Zugangsmöglichkeiten zu bestimmten Positionen erschwert oder unmöglich gemacht. Der Begriff umschreibt somit ein negatives Phänomen, denn die von Migranten angenommenen Verhaltensweisen entsprechen nicht ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen und die Zuwanderer befinden sich in einem Zustand der Unzufriedenheit.

Assimilation schützt auch nicht vor Benachteiligung. Aussiedler sind oft auch nach Jahren noch als Menschen osteuropäischer Herkunft zu identifizieren, z.B. aufgrund ihres osteuropäischen Akzentes oder ihres altertümlichen Dialektes (vgl. Baaden 1997, S. 13).

Separierung

Neben Integration und Assimilation stehen Separierung und Marginalisierung zur Verfügung. Es sind die beiden von Aussiedler(inne)n selbst am wenigsten gewollten Varianten (vgl. Schmitt-Rodermund/Silbereisen 1996a, S. 446). Separierung (oder Separation) beschreibt den Weg der Beibehaltung der alten bei gleichzeitiger Verweigerung der neuen Kultur. Gefördert werden kann die Separation, wenn durch räumliche Konzentrationen von Aussiedler(inne)n die Möglichkeit eines Verharrens in der mitgebrachten Lebensweise ermöglicht wird. Für die Betroffenen ist entweder der Sprung hin zum Neuen zu schwer, etwa weil zu großen Hürden aufgebaut wurden, oder das „Stehenbleiben“ zu einfach, wenn etwa neue Beziehungen unter Aussiedler(inne)n ein Einlassen auf das Unbekannte erübrigen und somit den Verlust an Vertrautem gering halten (vgl. Kunschner 2000, S. 77).

Marginalisierung

Marginalisierung beschreibt den Weg, wenn die Herkunftskultur von Aussiedler(inne)n beispielsweise als nicht bewahrungswürdig abgelehnt wird, der Zugang zur Aufnahmekultur jedoch nicht oder nur unzureichend gelingen will. Welche „Kultur“ dann gelebt wird, ist pauschal kaum vorherzusagen. Schmitt-Rodermund/Silbereisen sind in ihrer Studie zum Ergebnis (aus folgender **Tabelle 4** ersichtlich) gekommen, dass die Marginalisierung unter erst seit kurzem in Deutschland lebenden Aussiedler(inne)n das zweithäufigste Ergebnis (nach der Separation) ausmacht:

Herkunftsland Form der Eingliederung	Sowjetunion
integriert	2,8
assimiliert	7,6
marginalisiert	27,8
separiert	61,8
Summe in %	100

Tabelle 4: Formen der Eingliederung von Spätaussiedlern. Studienergebnisse. (vgl. Schmitt-Rodermund/Silbereisen 1996a, S. 447).

Integrationsphasenmodell

Idealtypisch lässt sich der Integrationsprozess von Aussiedler(inne)n nach Kossolapow in vier Phasen einteilen. Das Vier-Phasen-Modell von Line Kossolapow beschreibt die Integration von Aussiedlern über einen Zeitraum von etwa sechs Jahren.

Kossolapow geht bei ihrem Vier-Phasen-Modell davon aus, dass die spezifische Sozialisation von Aussiedlern bei der Integrationsanalyse einbezogen werden sollte. Die zeitliche Dimension hängt dem Modell zufolge von der Häufigkeit und Qualität der sozialen Kontakte zu Einheimischen ab, sowie von der Flexibilität beider Seiten, die Perspektive des jeweils anderen einnehmen zu können.

Kossolapow beschreibt die Phasen ab dem Einreisezeitpunkt.

Das erste Jahr danach wird als *Einstiegsphase* deklariert und zeichnet sich durch eine optimistische Erwartungshaltung, starke Konsumorientiertheit, enge emotionale Orientierung an der eigenen Familie und der Mentalität des Herkunftslandes und fehlenden Kontakt zu Einheimischen aus. In dieser Phase besteht eine hohe Belastung durch schulische, berufliche und sprachliche Fördermaßnahmen.

Die bis zu drei Jahre dauernde *Kontaktaufnahmephase* beginnt mit der Absicherung der Wohnverhältnisse sowie der schulischen und beruflichen Eingliederung. Das neue Wohnumfeld und soziale Beziehungen am Arbeitsplatz und in der Schule fördern Kontakte zu Einheimischen. Anzahl und Art dieser Kontakte sind dabei abhängig von den ersten Erfahrungen mit Ansässigen. In diesem Abschnitt bestehen Probleme darin, dass sie in ihrem Auftreten und ihrer Sprache als fremd wahrgenommen werden oder

die Erwartungshaltungen zwischen Aussiedlern und Einheimischen differieren. Wenn die Anerkennung als Ausgleich für Misserfolge und Enttäuschungen ausbleibt, kann sich Resignation einstellen, in deren Folge soziale Beziehungen zu Einheimischen auf ein Minimum reduziert werden. Wenn darüber hinaus das Einbringen der eigenen spezifischen Lebensweise nicht angenommen wird, kann dies Isolation nach sich ziehen. Auslöser sind dabei gelegentlich kulturelle Unterschiede, die auf Grund verschiedener Deutungen zu Missverständnissen führen können. Ergänzend kann aus heutiger Sicht auf die hohe Arbeitslosigkeit und die vorhandenen Ballungen von Aussiedler(inne)n hingewiesen werden.

Die *Einbezugsphase* bestimmt das vierte und fünfte Jahr. In ihr ist die letztendliche Eingliederungsform noch nicht abschließend bestimmt. Sie zeichnet sich durch ein Relativieren und Verarbeiten der kulturellen Dissonanzen aus, wobei die Migranten mehrheitlich zur Überkompensation neigen.

Nach etwa fünf Jahren beginnt die *Identitätsfindungsphase*. Kossolapow sieht drei Alternativen, die nun zur Wahl stehen. Im ersten Fall überwiegt die Bereitschaft zu normgerechten Verhalten, was die Verdrängung der spezifisch eigenen Kultur zur Folge hat (Assimilation). Im zweiten Fall dominiert das Abgrenzungsverhalten, das durch die Bildung von Subgruppen begleitet wird (Separation und Marginalisierung). Die dritte Variante zeichnet sich durch ein reflexives Verhalten aus, das neue kulturelle Formen und Kombinationen zulässt und sich als Mehrheitszugehörigkeit äußert (Integration) (vgl. Kossolapow, 1992, S. 19 – 28).

Dauer und Verlauf dieser Phasen sind individuell sehr unterschiedlich und abhängig von vielen Einzelfaktoren und gehen fließend ineinander über.

An der Stelle möchte ich ganz kurz meine eigene Erfahrung mit diesem Vier-Phasen-Modell erläutern. Da ich selbst Spätaussiedlerin bin, die vor 8 Jahren mit den Eltern nach Deutschland umgesiedelt ist, habe ich alle vier Phasen des Modells durchgelaufen. In der Einstiegsphase (bis einem halben Jahr nach Einreise) hatte ich auch sehr viele optimistische Erwartungen. Ich habe gedacht, dass ich die Sprache sehr schnell lerne und habe die Schwierigkeiten nicht so richtig wahrnehmen können. Meine Familie (meine Eltern) war für mich in dieser Zeit der einzige Orientierungspunkt, wohin ich mich immer wieder zurückzog. Ich hatte keine Kontakte zu Einheimischen, davor hatte ich einfach Angst. Als ich dann ein Sprachkurs besucht habe (nach einem halben Jahr

nach Einreise), wurde mir klar, dass es nicht leicht ist, die Sprache zu lernen und dass es dabei vor allem wichtig ist, mit Einheimischen Kontakte zu knüpfen, erst dann kann man die Sprache beherrschen und ohne die Angst leben, dass man als Aussiedlerin auffällt. Ich habe versucht, selbständig die Behördengänge zu erledigen und auch andere Außenkontakte zu knüpfen. Erst dann war mir klar, dass ich mit meiner gebrochenen Sprache überall auffiel und manchmal als Ausländerin bezeichnet wurde. Ich musste immer erklären, dass ich keine Ausländerin bin. In solchen Situationen war ich immer frustriert und unsicher. Halt und Sicherheit habe ich nur bei meiner Familie gesucht. Dabei sagte ich mir immer: „Du musst weiter, mach die Augen zu und geh weiter, sonst wirst du ein Leben lang in Angst und Unzufriedenheit verbringen.“ Zu dem Zeitpunkt habe ich mir gewünscht, dass ich die Sprache ohne Akzent sprechen kann, damit ich nicht auffalle. Ich habe Angst gehabt, meinen Mund aufzumachen, damit niemand mitkriegt, dass ich eine Aussiedlerin bin. Ich habe mich auch stark damit auseinandergesetzt, dass ich doch in Kasachstan geboren wurde und dort auch meine Kindheit und Jugend verbracht habe. Ich konnte es nicht einfach löschen. Als ich dann mein Studium angefangen habe (nach 4. Jahren seit Einreise), war ich mit verschiedenen Situationen konfrontiert. Zu dem Zeitpunkt hatte ich schon gute Deutschkenntnisse, doch die Angst bestand noch. Ich habe mich mit meinen Vorstellungen und den gesellschaftlichen Erfordernissen auseinandergesetzt. Ich habe meinen Weg gesucht und bin langsam an den Punkt gekommen, an dem ich für mich eine Entscheidung getroffen habe (ab dem 7. Jahr). Ich habe begriffen, dass es egal ist, wer du bist, Aussiedler oder Ausländer, Hauptsache, du bleibst ein Mensch. Ich bin jetzt stolz darauf, dass ich eine Spätaussiedlerin bin. Ich habe sehr viele Kontakte zu Einheimischen knüpfen können, ich pflege meine Kontakte zu den einheimischen Nachbarn sehr, ich bin Mitglied in einem Verein, ich kann die Sprache (auch mit Akzent) und ich bin mit meinem Leben zufrieden. Ich versuche nicht, meine Herkunft zu vertuschen und erzähle meinen Freuden von meinem Herkunftsland und rede mit ihnen über alles, was damit zu tun hat.

3. Die Lebens- und Arbeitsmarktsituation der Spätaussiedlerinnen im Herkunftsland

Will man die Schwierigkeiten und Besonderheiten verstehen, die die russlanddeutschen Aussiedler nach der Ausreise beim Einleben in der deutschen Gesellschaft haben, ist es notwendig, sich mit den Bedingungen und Umständen zu befassen, die vor der Wanderung bestanden haben, denn es geht bei einer Aussiedlung immer um zwei Seiten einer räumlichen Bewegung: Der Auswanderungswillige löst sich erst aus seiner Herkunftsgesellschaft, eher er sich in die Zuzugsgesellschaft einbindet.

Es scheint mir wichtig, einen kurzen Blick auf das Leben russlanddeutscher Frauen in der Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten zu werfen.

Den nachfolgenden Darstellungen, die sich auf das Leben der Spätaussiedlerfrauen in der ehemaligen Sowjetunion und in den Nachfolgestaaten beziehen, liegen die Untersuchungsergebnisse der „Frauenforschung in Russland: Die Perspektiven der neuen Vision“ (vgl. A.I. Posadskaja, 2002, S. 11 – 18) sowie Befragungsstudien von E. Gruzdeva, L. Rzhanicyna, Z. Hotkina (erschien 1992 in „Frau und Gesellschaft“) und des Osteuropa-Instituts München mit russlanddeutschen Aussiedlern über ihr Leben im Herkunftskontext zugrunde.

3.1 Die ehemalige Sowjetunion

Die staatliche Frauenpolitik hatte in der ehemaligen Sowjetunion vor dem Jahr 1991 den Anspruch, alle Frauen – gleich welcher Nationalität, in ländlichen und städtischen Regionen, im europäischen sowie kaukasischen, zentralasiatischen und sibirischen Teil – unter der staatlichen Emanzipationsideologie zu vereinigen und ihre Lebensbedingungen zu verallgemeinern. Tatsächlich konnte in den 1970er Jahren ein mit westlichen Industrieländern unvergleichbar hoher Standard in der rechtlichen Gleichstellung, der Partizipation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt, dem Bildungsniveau, dem System der staatlichen Kinderbetreuung sowie den Regelungen von Mutterschaftsschutz und -urlaub präsentiert werden (vgl. Bade/Oltmer 2003, S. 129).

Im Jahr 1965 bildeten berufstätige Frauen mit höherem Abschluss und Fachschulausbildung zusammen die Gesamtzahl der Spezialisten der Sowjetunion:

- weibliche Fachkräfte mit Hochschulausbildung 52%;
- weibliche Fachkräfte mit einer durchschnittlichen Fachausbildung 62%.

So waren insgesamt unter den Spezialisten in der UdSSR (Ingenieure, Ärzte, Agronomen, Lehrer etc.) mehr Frauen als Männer beschäftigt. Dies zeigt die enorme Rolle der Frauen in der Entwicklung des Landes und ihren Platz im System der gesellschaftlichen Arbeit (vgl. Kurganov I.A., 1968, S. 42).

Die Frau war in der ehemaligen Sowjetunion voll in das Beschäftigungssystem einbezogen, da die geschichtlichen Ereignisse, vor allem der Zweite Weltkrieg, für die sich anbahnende industrielle Produktion einen männlichen Arbeitskräftemangel hervorgebracht hatte. Das niedrige Lohnniveau machte die gleichzeitige Erwerbstätigkeit von Frau und Mann erforderlich, um den Lebensstandard abzusichern. Die Berufstätigkeit, in der Regel ohne Unterbrechungen, wurde für Frauen ein selbstverständlicher Bestandteil der Frauenrolle. Sie verbanden damit wirtschaftliche Unabhängigkeit und Selbstbestätigung (vgl. Westphal, 1997, S. 79). Während in den westlichen Industrieländern die Erwerbsbeteiligung von Frauen nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst zurückging, stieg diese in der Sowjetunion auf 51% in den 1970er Jahren und blieb bis 1985 konstant hoch. Mitte bis Ende der 1980er Jahre waren 85% aller Frauen im erwerbsfähigen Alter entweder Vollzeit berufstätig oder in einer Ausbildung befindlich (vgl. Lapidus 1992 in Bade/Oltmer 2003, S. 129 – 130).

Die sowjetischen Frauen arbeiteten zu hohem Anteil in so genannten männlichen Berufen, wie zum Beispiel als Chemiarbeiterin, Busfahrerin, Druckerin, Lackiererin und Arbeiterin im Maschinenbau oder der Metallverarbeitung. Es gab auch „feminisierte“ Tätigkeitsbereiche, wie das Bildungs-, Kultur- und Gesundheitswesen oder in der Dienstleistungsbranche, wo der weibliche Anteil bei 90 bis 100% lag (Westphal, 1997, S. 81).

Neben dem vollen Einbezug von Frauen in das Erwerbssystem zielte die sowjetische Staatspolitik darauf ab, familiäre Aufgaben zu vergesellschaften, wie bis Mitte der 1920er Jahre durch Errichtung von Volkskantinen geschehen und durch Errichtung und fortwährenden Ausbau der staatlich organisierten Kinderbetreuung. Insgesamt zeigt

sich, dass das Ziel der Vergesellschaftung familiärer Aufgaben faktisch nur unzureichend umgesetzt wurde und vorwiegend den Frauen neben ihrer ganztägigen und kontinuierlichen Erwerbsarbeit gleichzeitig die Verantwortung für die Kindererziehung und die familiäre Haushaltsführung oblag. Immerhin konnte die Unterbringung der Kinder in ganztägigen Kindergärten weitgehend gewährleistet werden, während die Unterbringung in Kinderkrippen kaum verallgemeinert war. Trotz der häufig unzureichenden Ausstattung mit Kinderbetreuungseinrichtungen setzten Aussiedlerinnen mit kleinen Kindern ihre Berufstätigkeit kaum länger als ein Jahr aus, viele waren zudem ohne Unterbrechungen berufstätig. Ihre Kinder wurden dann innerhalb des familiär-verwandtschaftlichen Netzwerkes, vorwiegend von der eigenen Mutter oder der Schwiegermutter oder auch innerhalb der Nachbarschaft, betreut (vgl. Westphal 2003, S. 131). Ein hohes Organisations- und Improvisationstalent sowie eine hohe soziale Kompetenz zeichneten die Frauen aus (vgl. Gawlik 1993, S. 27).

Als Ursache für diese Entwicklung der Frauenarbeit war die stalinistische Industrialisierungsstrategie zugunsten der Schwerindustrie. Die Entwicklung der Massenkonsumgüterindustrie und der Dienstleistungen wurde vernachlässigt (vgl. Bade 2003, S. 131). Neben einem Mangel an Dienstleistungsbetrieben wie Reinigungen, Restaurants, Schneidereien etc. wurden diese auch häufig aufgrund der geringen Qualität wenig von Frauen in Anspruch genommen. Hinzu kam eine mangelhafte Ausstattung mit elektrischen Haushaltsgeräten, wie Waschmaschine, Kühlschrank, Staubsauger. Einkaufen bedeutete meist Schlange stehen und eine Suche nach den gewünschten Waren, die nicht zu jeder Zeit und am selben Ort vorzufinden waren. Die Erledigung von Hausarbeiten stellte sich als äußerst mühsam und zeitintensiv dar und wurde auf die Feiertage bzw. auf das Wochenende verlegt. Freizeit war für viele Frauen angefüllt mit Hausarbeiten. Ihnen blieb wenig Zeit für Weiterbildung und öffentlich-kulturelle Betätigungen oder einfach für Erholung und Muße (vgl. Rosenbaum 1991, S. 66). Die Frauen stellten gewöhnlicherweise ihre eigenen persönlichen Wünsche zurück, um dem Familienwohl bzw. dem Wohl anderer Vortritt zu gewähren. Die Wurzeln dieser Belastungswilligkeit liegen in den kulturellen und politischen Traditionen. In diesen ist und war die „Opferbereitschaft“ von Frauen mit Stärke verbunden und die Identifikation von Frauen mit der russischen Nation und deren Symbolik von

Gemeinschaft, Geborgenheit sowie Selbstaufgabe selbstverständlich (vgl. Westphal, 1997, S. 86).

Männer beteiligten sich kaum an der Hausarbeit; jüngere und besser ausgebildete Frauen forderten jedoch die Beteiligung des Mannes an der Hausarbeit verstärkt ein (vgl. Rosenbaum 1991, S. 66). Im Jahr 1963 in Leningrad wurde eine spezielle Erhebung von 160 Arbeitnehmern durchgeführt, die ergab, wer sich in 160 Arbeitnehmerfamilien am meisten mit Haushalt beschäftigt:

	Anzahl der Familien
Frau ohne jegliche Hilfe	69
Frau, deren Mann hilft	48
Frau, deren Kinder helfen	12
Frau, der andere Familienangehörige helfen	5
Frau, der eigene Mutter bzw. Schwiegermutter hilft	26

Tabelle 5: Die ungerechte Teilung der Haushaltsarbeit (vgl. Kurganov 1968, S. 147).

So wird deutlich, dass sich in allen 160 Familien mit dem Haushalt Frauen beschäftigen und nur in 48 Familien (weniger als ein Drittel) helfen Männern dabei. Die Umfrage stellte aber nicht heraus, wie bedeutend diese männlichen Hilfen sind.

Insbesondere Frauen mit geringen beruflichen Qualifikationen, niedrigem Einkommen und Frauen, die unter schlechten Arbeitsbedingungen tätig waren, wären bereit gewesen, ihre Erwerbstätigkeit aufzugeben oder einzuschränken, wenn der Ehemann ausreichend verdient hätte. Ein weiteres spezifisches Merkmal der Frauenerwerbsarbeit war der geringere Verdienst. Der durchschnittliche Lohn von Frauen betrug 65 – 70% weniger als jener vergleichbar beschäftigter Männer. Sie arbeiteten häufiger an extrem gesundheitsgefährdenden und körperlich anstrengenden Arbeitsplätzen. Auch konnten sie trotz ihres hohen Bildungsniveaus kaum Aufstiegserfolge verbuchen (vgl. Rosenbaum 1991, S. 46). Männer waren stärker in qualifizierten, gewerblichen Ausbildungen technischer Schulen und Berufsschulen vertreten und nahmen in größerem Umfang Möglichkeiten zur beruflichen Weiterbildung und Zusatzqualifikation wahr. Frauen qualifizierten sich stärker in allgemeinbildenden

Schulen und für akademische Berufe als in berufsbildenden Schulen und für Facharbeiterberufe, was sich später in einem geringeren beruflichen Prestige und Einkommen ausdrückte. Viele Frauen qualifizierten sich nach Heirat und Geburt des ersten Kindes nicht weiter, wechselten auf familienfreundlichere Arbeitsplätze, was ebenfalls meist zu einer Einschränkung ihrer beruflichen Aufstiegsperspektiven führte. Dennoch arbeiteten Frauen nicht nur aus finanzieller Notwendigkeit, sondern die Berufstätigkeit war ihnen als Quelle persönlicher Zufriedenheit und wirtschaftlicher Unabhängigkeit wichtig (vgl. ebd., S. 63).

Den Alltag und die Lebensbedingungen der Frauen in der Sowjetunion kurz vor der Wendezeit schildern sehr anschaulich die Reportagen von Gabriele Krone-Schmalz in dem Buch „In Wahrheit sind wir stärker“ (1992). Die Autorin geht vor allem auf die unterschiedlichen Lebensumstände der Frauen im Hinblick auf die riesigen Ausmaße des Landes ein. Sie thematisiert die alltägliche Doppelbelastung durch Beruf und Familie und problematisiert die Emanzipation der Frauen. Dabei lässt sie Frauen mit ihrer Sichtweise auf diese Dinge zu Wort kommen. Stellvertretend für alle anderen stelle ich eine in Moskau lebende Frau mit ihren Lebensbedingungen vor. Bei diesem Beispiel lassen sich die Angaben und Erläuterungen zum Leben im Herkunftsland aus der Fachliteratur wiederfinden:

Galina ist 31 Jahre alt, seit 11 Jahren verheiratet, hat einen Sohn (10 Jahre) und eine Tochter (7 Jahre). Vor 12 Jahren schloss sie die Fachschule für Bauwesen mit dem Diplom „Bauarbeiter-Anstreicher“ ab und arbeitet seitdem in diesem Beruf. Ihr Mann ist Ingenieur bei der Eisenbahn. Zusammen mit den Schwiegereltern wohnt die Familie in einer Zweizimmerwohnung von 27 Quadratmetern. Der Wohnungsantrag von Galina, vor 12 Jahren gestellt, läuft noch. Zum Arbeiten, d.h. Anstreichen, Tapezieren, Verputzen von Fassaden und Fliesenlegen, verlässt sie um halb sieben früh das Haus. Halb fünf ist Arbeitsschluss. Auf dem Heimweg, der eine Stunde dauert, muss sie noch einkaufen, was mit Schlangestehen und langen Wartezeiten verbunden ist. Danach geht sie mit ihrem Sohn zum Arzt. Abends geht sie wieder aus dem Haus, um sich den Fragen ihrer Mitbürger zu stellen, weil sie Abgeordnete im Moskauer Stadtsowjet und Parteimitglied ist. Ihr Mann arbeitet von neun bis sechs. Galinas Schwiegereltern sind beide pensioniert. Die Schwiegermutter kümmert sich hauptsächlich um die Kinder. In ihrem Interview meinte Galina, dass man in der Sowjetunion die meisten Baustellen

ohne die Frauen gleich schließen könne. Die Arbeit auf dem Bau sei natürlich schwer, aber das war für die Frau immer so. Das sei nicht außergewöhnlich. Man könnte die Arbeit für Frauen schon erleichtern, aber alles auf einmal gehe eben nicht. Die Dreifachbelastung durch Arbeit, Familie und Abgeordnetenfunktion meistere sie im Großen und Ganzen, aber nicht ohne die Hilfe der Schwiegereltern. Manchmal tue es ihr leid, dass die Familie zu kurz kommt. Persönliche Wünsche für sich selber hat sie keine. Sie ist mit dem Leben zufrieden. Sie wünsche sich Glück und Frieden für alle Menschen (vgl. Krone-Schmalz 1992, S. 57).

3.2 Die Zeit nach der Wende

Die von Gorbatschow 1985 initiierte politische und wirtschaftliche Umgestaltung und der anschließende Zerfall der Sowjetunion 1991 brachte für Frauen in der ehemaligen Sowjetunion zweierlei, erstens die Verschlechterung ihrer materiellen Lebenslage und zweitens eine offene Diskussion vorigen Tabuthemen (Sexualität, Kriminalität, Armut etc.). Im Verlauf der wirtschaftlichen Umstrukturierungen waren Frauen häufig die ersten, die entlassen und die letzten, die auf frei gewordenen Stellen wieder eingestellt wurden. Laut Befragungsstudie von E. Gruzdeva/L. Rzhanicyna/Z. Hotkina wurden 8 von 10 befragten Frauen in Moskau 1992 aufgrund der Stellenplankürzungen oder im Zusammenhang mit der Liquidation des Unternehmens entlassen. In Moskau stellten 1992 Frauen einen Anteil von 80% aller erwerbslos Gemeldeten. Sie waren durchschnittlich 50 Jahre alt, besaßen eine Hoch- und Fachhochschulausbildung und waren vor dem wirtschaftlichen Umbruch als Technikerinnen oder Ingenieurinnen tätig. Drei Viertel der Frauen, die arbeitslos geworden sind, lebten in Haushalten, in denen das durchschnittliche Einkommen pro Person nicht mehr als 300 Rubel betrug, während es bei einem Fünftel der Frauen weniger als 100 Rubel waren. So lebte die überwiegende Mehrheit der Familien, in denen Frauen ihre Jobs verloren hatten, unterhalb der Armutsgrenze. Man kann auch nicht außer Acht lassen, dass Arbeit nicht nur fürs Einkommen gesorgt hat, sondern auch für die Verteilung sozialer Güter wie Wohnen, Kinderbetreuungsorte, Ausflüge zu Sommerlagern für Kinder und jetzt auch für Lebensmittel, wichtige Haushaltsgegenstände, Haushaltsgeräte, Kleidung, Schuhe, etc. In Bezug auf die Inflation und die explodierenden Kosten des Lebens, sorgte die

Lage der Familien, in denen es Arbeitslose gab, für eine große Unruhe (E. Gruzdeva/L. Rzhanicyna/Z. Hotkina, 1992, S. 180).

Frei werdende bzw. angebotene Stellen erforderten weder ein hohes Ausbildungsniveau noch professionelle Kenntnisse, sondern vor allem Kinderlosigkeit. Der Kündigungsschutz für schwangere Frauen und Mütter mit Kleinkindern entfiel zunehmend, da ein Zuwachs an ungeschützten und befristeten Arbeitsverhältnissen zu verzeichnen war. Die wirtschaftliche Umstrukturierung betraf vorwiegend die „feminisierten“ Branchen, wie das Bildungs-, Kultur- und Gesundheitswesen, den Dienstleistungssektor, den Handel, die Textil- und Leichtindustrie sowie die Rüstungsindustrie. Nicht nur die Erwerbslosigkeit stieg dramatisch, auch die Arbeitsbedingungen, die Qualität der Arbeit und die Entlohnung von Frauen verschlechterten sich. Des Weiteren wurden die gesundheitsgefährdenden Arbeitsplätze vermehrt Frauen zugewiesen, und eine daraus resultierende Erhöhung der gesundheitlichen Risiken für Frauen war zunehmend zu beobachten (vgl. Novikowa/Schipulo 1992, S. 104 – 110).

Zentrales Thema politischer und sozialwissenschaftlicher Auseinandersetzungen über die Lebenslage von Frauen in der nachsowjetischen Gesellschaft wurde erneut die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Das neue in diesen Diskussionen war die offene Forderung, Frauen sollten sich aus dem Berufsleben ganz oder teilweise zurückziehen. Gestützt wurde diese Forderung mit ökonomischen und demographischen Argumenten (vgl. Rosenbaum 1991, S. 83 – 96). Nur eine kleine Minderheit intellektueller Frauen stellte die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Zuweisung von Frauen auf den gesamten Bereich der familiären Reproduktion in Frage und forderte eine Neudefinition der Geschlechterrollen von Frau und Mann. Eine breite Zustimmung unter den Frauen fand in der Umbruchssituation jedoch eher der Ansatz, Frauen sollten reale und materiell abgesicherte Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Kombinationen von Berufs- und Familienrollen haben. Psychisches Unbehagen, eine unsichere Zukunft und ein existentieller Kampf um das Überleben kennzeichneten den Alltag von Frauen in der nachsowjetischen Gesellschaft (vgl. Westphal 2003 in: Bade/Oltmer 2003, S. 133 – 134).

Für russlanddeutsche Frauen kam neben der allgemeinen Verschlechterung der Lebenslage auch die Furcht vor ausbrechenden Nationalitätenkonflikten hinzu.

Einschätzungen von Sozialwissenschaftlerinnen aus der ehemaligen Sowjetunion zufolge wurden gerade in dieser Situation traditionelle geschlechtliche Rollenvorstellungen belebt und das Frauenbild der liebevollen, sich dem Mann und der Familie hingebenden Hausfrau und Mutter hervorgebracht. Bei einem Teil der Frauen hat diese Umgestaltung des gesellschaftlichen und ökonomischen Lebens den Wunsch geweckt, sich in die Familie zu flüchten. Manche sahen einen Ausweg aus der Situation in der Arbeitszeitverkürzung für die Frau, damit sie Haus und Familie mehr Zeit widmen könnte. Auch in der Umbruchssituation waren es weiterhin vorwiegend Frauen mit ungünstigen Arbeitsbedingungen, die auf ihre berufliche Arbeit verzichteten bzw. in eine Teilzeitarbeit wechseln wollten (vgl. Novikowa/Schipulo 1992, S. 108).

Dennoch, so zeigten Untersuchungsergebnisse des Osteuropa-Instituts München, hielten Frauen an dem bislang selbstverständlichen Lebenskonzept Familie und Beruf weiterhin fest. Der familienwirtschaftlichen Organisation des Alltags kam als Überlebensstrategie zentrale Bedeutung zu. Fehlende institutionelle Leistungen und Entlastungen konnten durch dieses System kompensiert werden. Im Rahmen der familienwirtschaftlichen Organisation nahmen die Frauen eine besondere Rolle ein; neben ihrer Zuständigkeit für familiäre und berufliche Arbeit verwalteten sie das Einkommen der Familie und sorgten für die sozialen Netzwerke, die für die wirtschaftliche Existenzsicherung der Familie unabdingbar waren (vgl. Westphal 2003 in: Bade/Oltmer 2003, S. 134).

Genderstudien des Arbeitsmarktes in Russland führten zu dem Schluss, dass eine ausgeprägte Tendenz zur Bildung eines spezifischen Frauenarbeitsmarktes, charakterisiert durch begrenzte Arten der Beschäftigung, niedrigen Status der Arbeit und niedrige Löhne, instabile Beschäftigung und Chancen für Karriereaufstieg und berufliches Weiterkommen, existiert. Immer mehr Arbeitskräfte flüchten aus dem öffentlichen Sektor in neue Sektoren wie private Unternehmen, kleine Unternehmen, Joint Ventures (vgl. A. I. Posadskaja, 2002, S. 11 – 18).

Will man die Bildungs- und Berufsstruktur sowie die soziale Schicht der Aussiedler mit denen der sowjetischen Bevölkerung vergleichen, kann man sich die Untersuchungsergebnisse des Osteuropainstitutes (1987 – 1990) anschauen. Der Vergleich der Ergebnisse zeigt, dass die Russlanddeutschen in der Sowjetunion ein überdurchschnittlich hohes Bildungsniveau aufweisen.

	Russlanddeutsche 1989/90	Sowjetische Gesamtbevölkerung 1987
Mittelschule	32,8	28,2
Mittlere Fachschule	27,4	13,3
Hochschule	24,8	10,5

Tabelle 6: Bildungsstand der befragten Russlanddeutschen und der sowjetischen Bevölkerung in Prozent (vgl. Westphal 1997, S. 91).

Die Russlanddeutschen unterschieden sich aber in ihrer Verteilung auf die sozialen Schichten nicht wesentlich von der sowjetischen Gesamtbevölkerung. Über die Hälfte der Befragten war als Arbeiter/-in beschäftigt, etwas über ein Viertel als Angestellte und der verbleibende Anteil war in der Landwirtschaft tätig.

	Russlanddeutsche 1989/90	Sowjetische Gesamtbevölkerung 1988
Arbeiter	56,2	62,3
Angestellte	25,8	28,5
Kolchosangehörige	18,0	9,0

Tabelle 7: Verteilung der befragten Russlanddeutschen und der sowjetischen Beschäftigten auf soziale Schichten (vgl. Dietz 1990 in Westphal 1997, S. 90).

Sie waren in allen Wirtschaftsbranchen vertreten, jedoch vorwiegend in der Industrie und im Bauwesen (41,1%, im Vergleich zu den sowjetischen Beschäftigten 39%), in der Land-/Forstwirtschaft (23,3% zu 19%) sowie im Gesundheits-, Bildungs- und Kulturbereich (18% zu 19%).

Insgesamt deuten die Ergebnisse der Osteuropastudien daraufhin, dass sich die Russlanddeutschen in der ehemaligen Sowjetunion in ihrer Bildungs- und Berufsstruktur sowie in ihrer Verteilung nach sozialen Schichten nicht wesentlich von der sowjetischen Gesamtbevölkerung unterschieden. Ferner war die materielle Lebenslage der Russlanddeutschen, objektiv und subjektiv betrachtet, ähnlich dem sowjetischen Durchschnitt, oft sogar höher (vgl. Westphal, 1997, S. 90 – 92).

4. Umsiedlung nach Deutschland

Noch immer verlassen alljährlich mehrere tausende Spätaussiedler/-innen Haus und Hof (bis auf die letzten 3 – 5 Jahre) und geben ihren Bekanntenkreis auf, um nach Deutschland zu ziehen, trotz der ungewissen Zukunft. Um ein Verständnis für die heutige Rückwanderung zu erhalten, erscheint es mir sinnvoll, die Ursachen und Motive der wandernden Menschen zu verstehen.

4.1 Die Ursachen der Umsiedlung nach Deutschland

Die Ursachen für die Aussiedlung der Spätaussiedler/-innen liegen sowohl in der geschichtlichen Entwicklung als auch in der aktuellen Situation. Die deutsche Bevölkerung in der UdSSR wurde jahrelang diskriminiert und benachteiligt, es erfolgte keine umfassende Rehabilitierung. Die Auflösung der Sowjetunion und die Konsolidierung neuer Nationalstaaten führten vielfach zu einer Verschärfung ethnischer Konflikte und einer instabilen politischen und wirtschaftlichen Lage (vgl. Baaden (I) 1997, S. 20 f.).

Was sind die Hintergründe der schwerwiegenden Entscheidung für die Ausreise nach Deutschland? Es ist sicher keiner Familie leicht gefallen, die vertraute Umgebung für immer zu verlassen und sich auf eine Reise ins Ungewisse zu begeben. Viele Russlanddeutsche waren unsicher, misstrauisch und verängstigt, und doch haben sie beschlossen auszureisen. Bei dieser wichtigen Entscheidung waren verschiedene Faktoren relevant.

Die Migrationsgründe der Russlanddeutschen und anderer deutschstämmiger Gruppen haben sich bis in die jüngste Zeit immer von den Gründen anderer Auswanderer unterschieden. Die Migranten ohne deutsche Abstammung kamen vorwiegend aufgrund politischer Verfolgung oder der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse nach Deutschland. Die deutschen Minderheiten aus Osteuropa, also Spätaussiedler/-innen, dagegen verfolgten andere Ziele:

- Für diese Personen war es an erster Stelle wichtig, in „das Land der Väter“ zurückzukehren;

- An zweiter Stelle stand der Wunsch, die vor Jahrzehnten aus politischen Gründen getrennten Familien zusammenführen zu wollen (vgl. Hibert 2004, S. 70).

Die Ausreisemotive waren alle damit verbunden, in „das Land der Väter“ zurückzukehren und als „Deutsche unter Deutschen“ zu leben, jedoch wirtschaftliche Gründe und das Begehren, den Lebensstandard zu verbessern, nahmen eine untergeordnete Rolle ein.

Seit einigen Jahren haben sich die Ausreisemotive geändert. Sehr oft wird den Spätaussiedler(inne)n unterstellt, nur aus ökonomischen Gründen ihre Herkunftsländer zu verlassen und nach Deutschland umzusiedeln. Ohne Zweifel ist die Zahl der Familien, die sich auch aufgrund der günstigen wirtschaftlichen Situation in der ehemaligen Heimat zur Ausreise entschlossen haben, in den letzten Jahren gestiegen, aber die Familienzusammenführung steht immer noch an zweiter Stelle (vgl. Hibert 2004, S. 70). Weitere wichtige Gründe sind ethnische Konflikte und Angst vor einem Krieg, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die Vermeidung des Militärdienstes und erst dann der Wunsch ins Abstammungsland der Familie zurückzukehren (vgl. Ruder 2008, S. 1 ff.). Das Aufkommen von Nationalismus in den asiatischen Staaten sowie die Einführung von Kirgisisch oder Kasachisch als Staats- und Unterrichtssprache kommen hinzu.

Ebenfalls seit Jahren unverändert ist die Sorge der Eltern um die Zukunft der Kinder. Wobei nicht nur materielle Besserstellung der Kinder eine große Rolle spielt, sondern die Befürchtung, dass bei einer Nichtausreise ihre deutsche Identität ganz verloren geht und der Nachwuchs von einer völligen Assimilation bedroht wird. Gerade dieses Motiv war oft nach einem langen Überlegungsprozess sehr wichtig für die Ausreise. Fraglos hängt eine Verschlechterung der Lebenssituation im Herkunftsland immer mit der Ausreise zusammen und gibt auf die eine oder andere Weise den letzten Anstoß zur Aussiedlung (vgl. Ruder 2008, S. 1 ff.).

Die wirtschaftlichen und gesundheitlichen Gründe, unzureichende medizinische Versorgung im Herkunftsland, besonders für die älteren Generationen, spielte bei der Ausreise nicht die letzte Rolle. Die Rente war so klein, dass sie für die Lebensmittel nicht gereicht hat – diese katastrophalen Lebensumstände und die Verarmung waren für viele Spätaussiedler/-innen die Gründe für die Rückwanderung nach Deutschland.

Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich sagen, dass es meist nicht nur ein Ausreisemotiv gibt, sondern mehrere Faktoren zusammen für die Entscheidung eine Rolle spielen. Bei mir zum Beispiel spielten folgende Faktoren eine wichtige Rolle. Meine Eltern wollten ausreisen, weil die wirtschaftliche Lage in unserer Heimat sich ziemlich verschlechtert hat. Die Lebensbedingungen waren kaum auszuhalten, kein Strom, kein Wasser, keine Beheizung in den Häusern. Meine Eltern und auch ich mussten hart arbeiten, um mit Lebensmitteln und mit anderen wichtigen Dingen versorgt zu sein. Meine Eltern haben sich große Sorgen um meine Zukunft gemacht.

4.2 Erwartungen der Spätaussiedler an Deutschland

Die genannten Ausreisemotive selbst dienen als ein aussagekräftiger Anhaltspunkt dafür, was Spätaussiedler/-innen von Deutschland erwarten. In Deutschland wollen Spätaussiedler/-innen und ihre Nachkommen eine Heimat finden und als Deutsche unter Deutschen leben. Für sie bietet Deutschland eine gesicherte Zukunft. Sie denken an die Zukunft ihrer Kinder, an bereits in Deutschland lebende Familienangehörige und versprechen sich eine bessere ökonomische und berufliche Perspektive.

Spätaussiedler/-innen verknüpfen mit ihrer Ausreise die Hoffnung, ihren Minderheitenstatus loszuwerden. Sie wollen frei sein von jenen Zwängen, Vorschriften, Benachteiligungen und Diskriminierungen, die ihren bisherigen Alltag bestimmt haben. Mit der Integration ist eine Vielzahl von Problemen und Konflikten verbunden, die oftmals von den Spätaussiedler(inne)n unterschätzt bzw. infolge ungenügender oder unrealistischer Information nicht genügend bedacht werden. Sie werden nicht richtig aufgeklärt, was sie in Deutschland erwartet, und kennen meist nur die Erzählungen der Großeltern oder Bekannten und Verwandten, die in Deutschland leben oder die mal einen Urlaub im Herkunftsland gemacht haben: und „wie denen in Deutschland gut geht“, weil sie „ein BMW-Auto fahren und eigenes Haus schon gebaut haben“ (Swetlana und Waldemar, 52 Jahre aus Kasachstan) – es sagt aber keiner, dass sie zurzeit fast 100 000 Euro Schulden bei der Bank haben und „sich oft allein“ oder „nicht dazugehörig fühlen“.

Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich berichten, dass ich von Deutschland wirklich unrealistische Erwartungen hatte. Mir wurde von meiner Freundin, die nach

Deutschland umgesiedelt war (wir haben einander Briefe geschrieben), erzählt, dass in Deutschland jeden Tag früh morgens die Straßen mit einem Spülmittel gewischt werden. Wie sie darauf gekommen ist, kann ich nicht genau sagen. Ich könnte nur vermuten, dass sie zu dem Zeitpunkt noch klein war (8 Jahre alt) und eventuell die Realität ganz anders sah. Sie hat vielleicht gesehen, wie die Straßen ab und zu sauber gemacht werden und hat daraus ihre eigene Vorstellungen gebildet. Von unseren Verwandten haben wir oft Postpakete mit Sachen und Süßigkeiten bekommen. Ich habe mich als Kind sehr darüber gefreut und habe von Deutschland geträumt.

Probleme von großer Bedeutung für den Integrationsverlauf sind nach der Einreise in Deutschland vor allem bei der Wohnungs-, der Arbeitssuche und Aufnahme sozialer Kontakte zu den einheimischen Deutschen erkennbar (vgl. Ködderitzsch 1997, S. 44).

Es wird eine große Bereitschaft zur Anpassung mitgebracht, dennoch müssen sie die Erfahrung machen, dass ihr Deutschsein nicht ausreicht, um von der einheimischen Bevölkerung als Deutscher unter Deutschen anerkannt zu werden (vgl. Dietz I 1997, S. 36 f.).

5. Eigene Untersuchung

5.1 Methodische Vorgehensweise

Als ich mein zweites Praxissemester bei der ARGE SGB II Mittweida absolviert habe, hatte ich hauptsächlich mit den Menschen zu tun, die erwerbslos waren. Ich konnte merken, wie die Erwerbslosigkeit auf Menschen wirkt, wie frustriert sie sind und wie manche die Welt nicht mehr verstehen. Besonders betroffen von der Erwerbslosigkeit sind Spätaussiedler/-innen, da sie meist auch mehrere zusätzliche Probleme wie z.B. Sprachschwierigkeiten oder die Verwertung der im Herkunftsland erworbenen Berufsabschlüsse haben, was die Arbeitsmarktintegration in Deutschland besonders erschwert. An der ARGE haben wir auch eine Statistik geführt, aus der man jährlich ableiten konnte, dass in Deutschland mehr Frauen als Männer arbeitslos sind.

Da ich selbst aus einer Spätaussiedlerfamilie stamme, hat das in mir den Wunsch geweckt, die Gruppe von Spätaussiedlerinnen zu untersuchen und ihre Erfahrungen mit dem deutschen Arbeitsmarkt, vor allem ihr Umgang mit der Erwerbslosigkeit zu

durchleuchten. Das Hauptanliegen meiner Diplomarbeit ist zu untersuchen, welche Erfahrungen die Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit erlebt haben, wie sie die Erwerbslosigkeit wahrnehmen und welche Zugänge und sozialpädagogischen Ansätze zur besseren Integration der Spätaussiedlerinnen am deutschen Arbeitsmarkt hilfreich und notwendig wären. Die Betroffenen kommen hier selbst zu Wort.

5.1.1 Die Auswahl von Interviewpartnerinnen

Die Untersuchungsgruppe wurde von mir im Vorfeld festgelegt. Nach dem ich mich mit Theorien und vielen Texten zu dem Thema meiner Diplomarbeit befasst habe, habe ich Kategorien festgelegt, nach denen ich meine Interviewpartnerinnen ausgewählt habe. Es sollen zwei Spätaussiedlerinnen im Alter zwischen 45 und 60 Jahren sein, die seit 8 – 15 Jahren in Deutschland leben und die Erfahrungen mit Berufstätigkeit sowie mit Erwerbslosigkeit im Herkunftsland sowie auch in Deutschland gemacht haben. Warum ich mich genau für diese Kategorie der Frauen entschieden habe? Ich könnte mir vorstellen, dass diese Frauen über mehr Erfahrungen und Erlebnissen bezüglich ihrer Erwerbslosigkeit bzw. Berufstätigkeit dankend ihrem Alter berichten könnten.

Interviewpartnerinnen habe ich nach einem „Schneeball-Verfahren“ ausgewählt. Nach diesem Verfahren werden ausgehend von einer Person aus der Untersuchungsgruppe von dieser Person benannte Personen ausgewählt. Das „Schneeball-Verfahren“ ist daher keine Wahrscheinlichkeitsauswahl, sondern ein bewusstes Auswahlverfahren (vgl. Schnell/Hill/Esser 2008, S. 300). Die Kontaktaufnahme mit den Interviewpartnern erfolgte durch telefonische Gespräche, in denen ich gefragt habe, ob sie bereit wären, mir über ihre Lebenssituation in Deutschland sowie im Herkunftsland zu erzählen, ob sie Probleme bei der Integration vor allem am Arbeitsmarkt in Deutschland haben, ob sie Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit gemacht haben und mit welchen Erlebnissen diese für sie verbunden waren. Die Telefonnummern meiner Gesprächspartnerinnen bekam ich über die Empfehlung einer mir bekannten Spätaussiedlerin, deren Mutter gleich die erste Interviewte war, von der ich dann die weitere Empfehlung für die zweite Interviewte bekommen habe. Die Telefonate waren die ersten Gespräche mit den Interviewpartnerinnen, nach denen innerhalb eines kurzen Zeitraums die erste Begegnung zwecks Interviews erfolgte.

5.1.2 Erhebungsphase

Für die empirische Untersuchung wurden zwei problemzentrierte Einzelinterviews (kurz PZI genannt) nach der Methode von A. Witzel durchgeführt. Diese Methode eignet sich für die Erforschung von Erfahrungen, Wahrnehmungen und Reflexionen der Befragten zu einem ganz bestimmten Thema. Außerdem erscheint diese Methode für die Sozialarbeitsforschung, die ja praxisnah und umsetzungsorientiert ist, besonders geeignet. Das Interview lässt den Gesprächspartner möglichst frei zu Wort kommen, um einem offenen Gespräch nahezukommen. Es ist aber zentriert auf eine bestimmte Problemstellung, auf die ich während des Interviews immer wieder zurückkommen werde. Zu den Instrumenten, die die Durchführung des PZI ermöglichen, gehören der Kurzfragebogen, der Leitfaden, die Tonträgeraufzeichnung und schließlich die Postkommunikationsbeschreibung (kurz: das Postskriptum). Vorher habe ich die Fragen für das Interview überlegt und ein Kurzfragebogen und den Interviewleitfaden selbst entwickelt. Im Vorfeld habe ich noch genau festgelegt, welche Kategorien (näheres im Kapitel 5.1.3) ich untersuchen will, um die Auswertung zu erleichtern.

Interviews wurden auf Wunsch der beiden Interviewpartnerinnen bei ihnen zu Hause durchgeführt, so dass sie sich während des Erzählens in einer für sie vertrauten Umgebung befanden. Die Auswahl der Sprache habe ich ihnen überlassen, wobei beide Interviewpartnerinnen die deutsche Sprache gewählt haben. Ich habe dabei betont, dass ihre Sprachkenntnisse hier nicht geprüft werden und dass vor allem ihre subjektiven Empfindungen und Meinungen eine Rolle spielen. Die Gespräche wurden von mir mit einem Diktiergerät aufgezeichnet und dauerten zwischen 21 und 53 Minuten. Bevor ich das Aufnahmegerät mitlaufen ließ, habe ich es für wichtig empfunden, den Interviewpartnerinnen für ihre Bereitschaft zu danken, habe mich nochmal vorgestellt und habe kurz beschrieben, wofür ich die Interviews benötige und worum es in den Interviews gehen wird. Nach dem kurzen Vorstellungsgespräch erhob ich mittels eines Kurzfragebogens die sozialen Daten, die sich im Anhang (Kurzfragebogen Interview Nr. 1, S. 128; Kurzfragebogen Interview Nr. 2, S. 139) befinden, und ließ das Aufnahmegerät laufen.

Als Ergänzung zur Tonträgeraufzeichnung machte ich mir direkt nach den aufgezeichneten Gesprächen einige Notizen, die sich erstens auf die formale Seite der Interviews bezogen, wie das Datum, die Dauer und den Ort der Gespräche. Zweitens schrieb ich mir einige Eindrücke über den Verlauf der Gespräche, auch über mein Verhalten und das der Interviewpartnerinnen auf.

Alle zwei Gespräche verliefen in einer angenehmen Atmosphäre. Frau E. ist im Interview offen gewesen, erzählte auch viel über ihre Gefühle und Erlebnisse. Während Frau T. meine Fragen meistens nur mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortete oder nicht sehr viel dazu erzählte – woran es lag, kann ich nicht genau feststellen. Meiner Meinung nach ist sie ein freundlicher Mensch, der sehr zurückhaltend ist, wenn er den/die Gesprächspartner/-innen nicht kennt – was auch für mich verständlich ist. Die Erzählweise ist relativ einfach, wobei öfters das Wort „ja“ oder „nein“ verwendet wird, was als eine Bestätigung bzw. Verneinung eigener Erfahrungen interpretiert werden könnte.

5.1.3 Auswertungsphase

Nachdem die Interviews mittels eines Tonbandgerätes aufgezeichnet wurden, wurden sie transkribiert.

Unter Transkription versteht man die graphische Darstellung ausgewählter Verhaltensaspekte von Personen, die an einem Gespräch (z.B. einem Interview) teilnehmen. Ziel der Herstellung eines Transkripts ist es, die geäußerten Wortfolgen (verbale Merkmale), häufig aber auch deren lautliche Gestaltung, z.B. durch Tonhöhe und Lautstärke sowie redegleitendes nichtsprachliches Verhalten (wie Lachen oder Räuspern), möglichst genau auf dem Papier darzustellen, sodass die Besonderheiten eines einmaligen Gesprächs sichtbar werden (vgl. Flick 2000, S. 438).

Für den von beiden Interviewpartnerinnen gesprochenen Text wurde zur leichteren Unterscheidung die Formatierung „*kursiv*“ verwendet (siehe Anhang Interview Nr. 1, S. 129; Interview Nr. 2, S. 140). Die Interviewerin wird im Interviewtext mit „I“ und die Interviewpartnerinnen jeweils mit „T“ und mit „E“ abgekürzt. In beiden Interviewtexten sind die Kategorien (wie Werdegang, Lebens- und Arbeitsmarktsituation im Herkunftsland, Umsiedlung nach Deutschland, Leben in

Deutschland, Sprache, Arbeitsmarktsituation in Deutschland, Familienleben, Umfeld, Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit, Erfahrungen mit Institutionen, eigene Vorstellungen und Wünsche) **fett** und gleichzeitig unterstrichen geschrieben. Da beide Interviewpartnerinnen Spätaussiedlerinnen sind und sich für das Interview in deutscher Sprache entschieden haben, ist im Interview eventuell mit grammatischen Fehlern zu rechnen. Die Interviews wurden Wort für Wort, auch mit den Fehlern, vollständig transkribiert.

Obwohl ich nur den Inhalt des Gesprochenen untersuchen wollte, habe ich mich trotzdem entschieden, bei der Transkription einige Transkriptionsregeln nach Kallmeyer/Schütze zu verwenden, um den Inhalt des Interviews besser nachvollziehen zu können.

Zeichen:	Bedeutung:
..	kurze Pause
...	mittlere Pause
(Pause)	lange Pause
()	unverständlich
(Lachen)	nonverbale Ausdrücke
mhm	Pausenfüller
(.)	Senken der Stimme
(,)	Heben der Stimme
(?)	Frageintonation

Tabelle 8: Transkriptionsregeln nach Kallmeyer/Schütze (vgl. Mayring 2000, S. 93)

Das problemzentrierte Interview verlangt kein festgelegtes Auswertungsverfahren, sondern ist offen für verschiedene Formen der Auswertung (vgl. Flick 1999, S. 108).

In meiner Untersuchung entschied ich mich für die qualitative Inhaltsanalyse, die in der Regel zur Analyse der subjektiven Sichtweisen mit Leitfaden-Interviews verwendet wird (vgl. Flick 2000, S. 215). Das Ziel der Methode ist es, das Material zu analysieren, welches aus irgendeiner Art von Kommunikation stammt (vgl. Mayring 2000, S. 468 f.). Im Mittelpunkt des Verfahrens steht die Reduktion des Materials, wodurch ein guter Überblick über die einzelnen Interviews gewonnen wird. Mayring (2002) schlägt drei Techniken qualitativer Inhaltsanalyse vor: Zusammenfassung, Explikation und

Strukturierung (vgl. Mayring 2002, S. 114ff). Weil ich vor allem an der inhaltlichen Ebene des Materials interessiert bin und überschaubare Ergebnisse benötige, entschied ich mich für die erste Technik, mit der eine Reduktion des Materials durch Streichungen und Generalisierungen angestrebt wird (vgl. Flick 2000, S. 213). Im ersten Schritt der Technik werden die Aussagen der Interviewpartnerinnen paraphrasiert, indem alle nicht inhaltstragenden Textbestandteile wie bspw. ausschmückende oder sich wiederholende Wendungen gestrichen und die inhaltstragenden Textstellen auf eine einheitliche Sprachebene übersetzt sowie in einer grammatischen Kurzform abgebildet werden. Im zweiten Schritt werden die Paraphrasen auf einer von mir definierten Abstraktionsebene generalisiert. Paraphrasen, die über dem angestrebten Abstraktionsniveau liegen, werden ausgeklammert. In dritten Schritt werden die generalisierten Paraphrasen selektiert, indem weniger relevante und bedeutungsgleiche Paraphrasen gestrichen und die inhaltstragenden übernommen werden. In letzten Schritt werden die ähnlichen Paraphrasen gebündelt (vgl. Mayring 2002, S. 115 ff.).

5.2 Untersuchungsergebnisse

Interview Nr. 1 – Frau T.

Frau T. ist 49 Jahre alt und wurde in einem Dorf in Kasachstan geboren. Sie ist verheiratet und hat ein Kind. Ihr Werdegang setzt sich aus dem Schulbesuch und einer betrieblichen Ausbildung zur Telegrafistin zusammen. Trotz des Abschlusses war Frau T. hauptsächlich nicht im erlernten Beruf tätig. In Kasachstan war sie als Erzieherin im Kindergarten tätig. Mit ihrer Arbeit (auch mit der Arbeitszeit und dem Gehalt) sowie allgemein mit der Lebenssituation war Frau T. zufrieden. Die Kinderbetreuung war, während Frau T. gearbeitet hat, durch die Ganztagsbetreuung im Kindergarten gesichert.

Frau T. ist in ihrem Herkunftsland bis 1990 berufstätig gewesen und danach kam die Wende. Frau T. ist arbeitslos geworden, die Lebenssituation war durch schwere Lebensbedingungen gekennzeichnet. Die Wirtschaftskrise sorgte für eine Inflation. Ihr Ehemann hatte Arbeit, bekam aber kein Lohn. Das Ehepaar war gezwungen sich selbständig zu machen, um ihr Kind und die ganze Familie versorgen zu können. Doch

dies konnte die allgemeinen Lebensbedingungen nicht verbessern: „...*wir hatten kein Strom, kein Wasser und keine Heizung in der Wohnung...keine Arbeit, kein Geld...überhaupt nichts*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 107 – 108). Frau T. hat mit ihrem Mann die Entscheidung getroffen, nach Deutschland auszureisen. Sie haben die Hoffnung gehabt, dass ihr Leben hier besser wird, dass sie hier auch Arbeit haben werden. Doch gab Frau T. an, keine „Märchenvorstellungen“ von Deutschland gehabt zu haben: „*Ich und mein Mann waren in Jahr 1996 in Deutschland bei unseren Bekannten zum Besuch. Vor Ausreise habe ich keine Märchenvorstellung von Deutschland, aber habe ich eine Hoffnung, dass unser Leben in Deutschland wird besser und möglicherweise hätten wir die Arbeit.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 112 – 116). Nach Einreise in Deutschland hat sie zunächst keine Enttäuschungen erlebt.

Zum Zeitpunkt des Ankommens in Deutschland hatte Frau T. kaum Deutschkenntnisse, die nach einem sechsmonatigen Deutschkurs ganz gut verbessert werden konnten. Frau T. hat aber den Deutschkurs als zu kurz empfunden. Der im Herkunftsland erworbene Berufsabschluss konnte in Deutschland nicht anerkannt werden. Nach dem Deutschkurs hat Frau T. einen Computerlehrgang besucht. Danach hat sie einen Job gefunden, mit dem sie eigentlich zufrieden war, nur das Gehalt war leider zu gering. Nach einigen Jahren hat Frau T. diesen Job verloren. Sie konnte jedoch eine Weiterbildungsmaßnahme zur Fachkauffrau besuchen, die sie auch erfolgreich abgeschlossen hat. Doch Erfolgsaussichten am Arbeitsmarkt waren kaum da. Seitdem ist Frau T. arbeitslos. Als Ursachen dafür sieht sie ihr Alter und die Arbeitsmarktsituation in Deutschland.

Frau T. empfindet Erwerbslosigkeit als schmerzhaft, fühlt sich nicht nützlich: „...*ich fühle mich nicht nützlich...Ich fühle mich wie ein Nichtstuer(traurig).*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 243 – 250).

Obwohl die Erwerbslosigkeit keine Spannungen in der Familie hervorruft, sind finanzielle Auswirkungen deutlich, womit Frau T. auch unzufrieden ist. Frau T. möchte gern arbeiten, ist auf der Suche nach einem Arbeitsplatz. Berufstätigkeit spielt für sie eine wichtige Rolle im Leben. Doch ihre Familie ist der wichtigste Bezugspunkt in ihrem Leben, Familie bedeutet für Frau T. alles.

In Deutschland ist Frau T. die treibende Kraft in ihrer Familie. Nur sie beschäftigt sich mit allen bürokratischen Sachen, nur sie vertritt ihre Familie nach außen. Warum es so

ist, kann sie selbst nicht erklären, aber sie ist stolz darauf: „*(lacht) Ich selber...(schnell und mit Stolz) Ich mache alles! ...(lacht)...ich weis es nicht warum.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 182 – 184, 188 – 189). Frau T. hat auch Kontakt zu einheimischen Deutschen, sie freut sich sehr darüber, das hilft ihr vor allem, schnell die Sprache zu lernen. Sie ist davon überzeugt, dass Sprachkenntnisse vor allem eine wichtige Rolle bei der Integration am Arbeitsmarkt spielen: „*Sprache ist wichtig...wenn nicht kennen Sprache, dann finde ich kein Arbeit und ich kann nicht mit anderen sprechen...ohne Sprache ich kann nicht Papiere lesen...das ist nicht gut...ja...Deutsch ist wichtig.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 171 – 175).

Frau T. ist mit ihrem Leben in Deutschland zufrieden, fühlt sich hier wohl. Doch mit der deutschen Bürokratie fühlt sie sich überfordert und mit den Anforderungen des deutschen Arbeitsmarktes ist sie nicht besonders zufrieden. Sie wünscht sich vom Arbeitsmarkt mehr Arbeitsplätze, höheren Lohn und dass Ein-Euro-Jobs abgeschafft werden. Von Seiten der Behörden und Institutionen würde sie sich eine ausführliche Beratung in allen Lebensbereichen wünschen, obwohl sie mit dem Umgang der Behörden völlig zufrieden ist.

Was die Benachteiligungs- und Diskriminierungserfahrungen von Frau T. betrifft, da kann sie sich nicht so spontan daran erinnern, doch an ihren Aussage wird deutlich, dass Aussiedler/-innen in Deutschland immer wieder einer Benachteiligung ausgesetzt sind: „*...ich weis nicht...ich erinnere nicht. Aber wir sind hier nicht Deutsche, wir sind Russen...viele denken wir sind Ausländer.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 209 – 213).

Der größte Wunsch von Frau T. ist, eine Arbeit zu haben: „*Arbeit, Arbeit und noch mal Arbeit...*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 312 – 313), wobei sie gern im Bereich Handel/Verkauf tätig sein möchte. Um ihre Arbeitsmarktintegration zu erleichtern, wäre sie bereit, sich noch einmal umzuschulen. Momentan beschäftigt sie auch der Gedanke, eine Selbständigkeit aufzunehmen, weil sie anders für sich kaum Chancen am Arbeitsmarkt sieht. Mit Ironie gibt sie als Grund dafür ihr Alter an: „*(lacht)...Leider kann ich nicht junger sein.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 283 – 285).

Interview Nr. 2 – Frau E.

Frau E. ist 45 Jahre alt und wurde in einer Stadt in Russland geboren. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder. Ihr beruflicher Werdegang besteht aus dem Schulbesuch und einem Studium mit dem Hochschulabschluss Deutsch-Englisch-Lehrerin. In ihrem Herkunftsland war Frau E. bis 1999 (bis zur Ausreise nach Deutschland) in ihrem erlernten Beruf tätig: *„Ich war berufstätig, zuerst nach dem Abschluss von 1987 ich muss drei Jahre im Dorf arbeiten...und nach diesem kehre ich nach Hause zurück, und habe noch bis 99, bis Jahre 1999, auch in der Schule gearbeitet.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 36 – 38).

Während Frau E. arbeiten musste, war die Kinderbetreuung zunächst durch ihre Verwandtschaft und später durch den Kindergarten gesichert, weil ihr Ehemann auch berufstätig war. Mit ihrer Berufstätigkeit und mit dem Leben in Russland war Frau E. bis zu einem bestimmten Zeitpunkt sehr zufrieden: *„In dieser Zeit, bis 1990, das war noch gute Zeit...ich sage es, hundert Prozent. Wir bekommen jedes Jahr Lohn, unsere Lohn war gut bei...in der Schule und noch schon ich bekomme Anton (ältester Sohn) in 1991...dann geht es schlimm (leise).“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 110 – 113).

Nach 1991 haben sich die wirtschaftliche Situation sowie die allgemeine Lebenssituation drastisch geändert. Mit der Wende kam die Wirtschaftskrise und später der Krieg: *„...dann kommt die Inflation...und dann kommt schlimm, schlimmer und immer schlimmer. (...) ...das war ganz schlimme Situation. Er hat gearbeitet, keine Lohn bekommt, ich habe gearbeitet, ja, ich habe auch (betont) ohne Lohn gearbeitet, (...) Das war schweres Zeit und das war noch Krieg in Russland...Tschetschenien...und wir haben Angst...es spielt keine Rolle wie viel Kinder hast du in die Familie...wie viel haben schon Tote nach Hause gekommen...“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 73 – 78, 115 – 116, 128 – 131).

Die schwierige Lebenssituation und der Krieg zwangen Frau E. und ihren Ehemann, die Entscheidung zur Ausreise nach Deutschland zu treffen: *„(...) das große Rolle auch spielt...kein Geld, noch Krieg...wir haben nicht gewusst, dass etwas ändert sich noch in dieser Zeit in Russland (atmet schwer)...und dann haben wir nach Deutschland...kommen.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 131 – 134).

Von Deutschland hatte Frau E. die Vorstellungen, dass hier das Leben besser wird und sie hier das zweite Kind bekommen könnten. Nach der Einreise hat sie auch keine Enttäuschungen erlebt, sie war von Deutschland positiv überrascht: *„Das war...du kannst alles kaufen, du hast kein Problem mit dem Geld, du musst nicht denken, wie geht es morgen, wo musst du da Geld nehmen für das Leben, das geht...“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 150 – 155).

Ihre Sprachkenntnisse waren sehr gut, sie hatte keine Verständigungsschwierigkeiten erlebt. Die erste Enttäuschung kam mit dem Besuch des Deutschkurses. Ihre Sprachkenntnisse waren auf einem hohen Niveau angesiedelt, sie wünschte sich daher noch eine Erweiterung ihrer Kenntnisse. Doch Deutschkurse waren und sind so aufgebaut, dass dort Menschen mit unterschiedlichem Wissensumfang sitzen und trotzdem nach einem bestimmten niedrigschwelligem Schema unterrichtet werden, womit Frau E. sehr unzufrieden war: *„(...) sie haben nicht richtig die Sprachkurse gemacht...sie haben alle, alle Menschen in eine Gruppe gesetzt, egal welche Stufe du hast, darum war es...von Anfang, wenn du kennst schon erste Stufe, warum musst du dort sitzen. Mit gefällt es nicht. (...) ...wenn sie nehmen alle in eine Gruppe zusammen, und dann...es gibt kein Fortschritt (überzeugt)...es gibt nichts Gutes. (...) Aber du musst es machen oder (lacht) du bekommst kein Geld von Arbeitsamt. Das ist diese Rede. Darum sollen wir die Sprachkurse besuchen.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 208 – 218).

Aufgrund der Schwangerschaft hat sich Frau E. mit der Anerkennung ihres Berufsabschlusses gar nicht beschäftigt. Nach dem Deutschkurs war Frau E. drei Jahre im Erziehungsurlaub. Danach hat sie ein Computerkurs besucht und anschließend noch an einer Umschulungsmaßnahme zur Helferin im Altenpflegebereich teilgenommen. Seitdem war Frau E. nur einmal in Deutschland sozialversicherungspflichtig berufstätig, aber nur für kurze Zeit. Momentan ist Frau E. auf dem Arbeitsamt arbeitslos gemeldet, doch hat sie schon an mehreren Ein-Euro-Job-Maßnahmen teilgenommen und ist auch momentan in dieser Richtung tätig.

Faktisch ist Frau E. erwerbslos und empfindet diese Tatsache auch als schmerzhaft. *„Na nicht so gut, sowieso muss man richtige Arbeit. Wenn du hast richtige Arbeit, du hast andere Pläne. Du hast etwas noch mehr. (...) Dann bist du nicht zu Hause...dann hast du etwas zu machen oder du bist immer zwischen die Leute, das ist diese. Du kannst die Sprache nicht vergessen. Wenn du sitzt zu Hause, das ist wichtig, du degradierst, (...)“*

Wenn du arbeitest, du musst sechs oder acht Stunden nur Deutsch reden, wie war es in Altenheim, dann geht es schon automatisch. Wenn du bist zu Hause, es bringt keine Punkte.“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 442 – 444, 263 – 272). Die Arbeitslosigkeit hat auch sehr große finanzielle Auswirkungen, wobei dadurch keine Spannungen in der Familie von Frau E. entstehen: *„Wie kann sagen, nur Harz IV, aber Harz IV reicht nicht. Es kann vorstellen, wenn du bekommst Harz IV, das ist zu knapp, darum wir freuen sich, wenn wir bekommen Ein-Euro-Job oder suchen Ein-Euro-Job.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 461 – 464). Während der Arbeitslosigkeit versucht Frau E., durch mehrere Aktivitäten diese schwierige Tatsache zu verkraften: *„Im Sommer ja, es klappt, man kann ins Garten gehen, man kann so und so. Das ist bisschen so kompliziert im Winter, im Herbst, wenn du hast schon kein Garten, und nur zu Hause. Kannst du jedes Morgen (leise) saugen, kochen, putzen, das geht jeden Tag dasselbe. Nur spazieren, durch den Stadt, Geschäfte gucken, du kannst nicht kaufen, aber nur gucken.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 453 – 458). Eine besondere Stütze stellt für sie dabei ihre Familie dar, die für sie das Wichtigste in ihrem Leben ist: *„Die Familie ist auferstem Platz. (...) ...ich arbeite Ein-Euro-Job von acht bis halb drei ungefähr, diese Zeit gefällt mir. Um drei viertel zwei arbeite ich und halb drei bin ich schon zu Hause, ich kann ausruhen und dann kommt mein Sohn aus der Schule..mit Taxi, kann man ruhig mit ihm üben und so und so..es geht...Und ich kann noch alles zu Hause schaffen... (...) Samstag Sonntag ich bin auch zu Hause, es auch wichtig, wenn du hast kleine Kind...das ist sehr wichtig...Wenn du muss mit ihm viel üben..das geht das.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 360 – 361, 284 – 292).

Frau E. ist auch die treibende Kraft in ihrer Familie, sie macht die Haushaltsarbeit, sie beschäftigt sich mit allen bürokratischen Sachen und sie vertritt ihre Familie nach außen: *„Ich..ich, nur ich mache es. Mit allen Unterlagen, mit alle Bürokratie mache ich alles selbst. ..ich überwiese das Geld, ich mache alle Unterlagen, ich so und so und so...“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 344 – 349).

Als Ursachen für ihre Arbeitslosigkeit sieht Frau E. ökonomische Gründe und beklagt sich über die deutsche Politik: *„Die Politiker sollen an die Leute denken, die Arbeitsplatz machen. Und was dort in Fernsehen, sie denken es nicht.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 445 – 448).

Auch mit den Anforderungen des deutschen Arbeitsmarktes ist sie nicht besonders zufrieden: „...*Man muss Plätze machen, aber nicht...viel zu quatschen. Man muss Arbeitsplätze machen...zuerst..und Steuer unter senken..dann geht es (...).*“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 321 – 329).

Frau E. hat ganz gute Kontakte zu ihrem Umfeld, sie hat sehr viele deutsche Bekannte, worüber sie sich auch sehr freut. Frau E. fühlt sich in Deutschland sicher, aber manchmal hat sie das Gefühl des Fremdseins: *“Es ist schwer zu sagen. (...) Manchmal man fühlt sich fremd. Es gibt solche Situationen. An sonst .. du bist wie zu Hause. (...) Ja, sicher, hier fühle mich sicher.”* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 418 – 426).

Frau E. hat in Deutschland einige Benachteiligungs- bzw. Diskriminierungserfahrungen erlebt. Sie hat darüber erzählt, dass sie ganz gute deutsche Bekannte hat und sich in ihrem Umfeld wohl und nicht benachteiligt fühlt, hat aber auch angegeben, dass Aussiedler/-innen sowieso in Deutschland als „Russen“ titulierte werden: *„Mmm, es ist schwer zu sagen. Man hört oft wir sind Russen und viele Deutsche sagen, wir trinken viel Wodka. ... Aber nein, ich habe gute deutsche Bekannte, wir quatschen, sie erzählen viel.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 412 – 417). Ihre Schwierigkeiten hat Frau E. im Umgang mit einigen Behörden und genau gesagt mit der ARGE, sie empfindet den Umgang eines Mitarbeiters dort als benachteiligend: *„(...) Arbeitsagentur, ARGE Mittweida, Herr K..., wie viel haben wir bei ihm gefragt, klappt nicht 3 Jahre. Er wollte vielleicht nicht, dass wir Arbeit bekommen. Viele bekommen Arbeit und wir nicht. (...).*“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 502 – 507).

Frau E. ist ständig auf der Suche nach Arbeit, sie wäre bereit jegliche Arbeit aufzunehmen, doch es klappt dennoch nicht. Bei der Arbeitssuche hat sich Frau E. auch an den Arbeitslosentreff gewendet, konnte dort jedoch keine hilfreiche Unterstützung bekommen. Um ihre Arbeitsmarktintegration zu erleichtern, wäre sie auch bereit, sich nochmal weiterzubilden, würde das aber gern als eine richtige Umschulung machen, an der nicht nur Spätaussiedler/-innen teilnehmen, sondern hauptsächlich Einheimische. Sie hat nämlich negative Erfahrungen mit einer homogenen Gruppe von Spätaussiedlerinnen bei ihrer ersten Weiterbildungsmaßnahme gemacht.

Von der deutschen Politik bzw. dem deutschen Arbeitsmarkt würde sich Frau E. wünschen, dass Arbeitsplätze geschaffen werden und Steuern gesenkt werden: *„ (...) man*

muss Arbeitsplätze machen. Anders geht es nicht. Zuerst Arbeitsplätze machen und erstes Steuer senken.“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 533 – 536).

Die drei größten Wünsche von Frau E. sind das Wohl ihrer Familie und besonders ihrer Kinder, gute und gut bezahlte Arbeit für sie und ihr Ehemann und eine sichere Zukunft für ihre Kinder: *„(...) ...wünsche ich gute Arbeit zu finden, mit gutes Lohn, (...) Ich möchte, dass bei meinem Sohn, bei Eltern geht es alles in Ordnung. (...) Dann mein Mann findet Arbeit. (...) Mehr brauche ich nichts. ... Zuerst das Gesundheit bei die Kinder und dass alles klappt bei unsere Kinder (leise), dass sie gesund und nichts mit ihnen passiert. (laut) Das ist ganz ganz wichtig. Alles anderes spielt keine Rolle. Kein Geld und nichts mehr. Wir leben für die Kinder, das ist unsere Leben. Nur die Kinder.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 525 – 531, 594 – 599).

Zusammenfassung

Die Ergebnisse meiner Untersuchung unterscheiden sich gar nicht wesentlich von der Mehrzahl der Forschungen, die sich mit dem Thema „Erwerbslosigkeit von Aussiedlerinnen“, beschäftigen.

Meine Diplomarbeit ist mit zwei PZI nur eine kleine Untersuchung im Vergleich zu vielen anderen Studien zu diesem Thema. Der Großteil der Analyse dieser zwei Interviews könnte, wenn er vorsichtig angewendet würde, auf die ganze Spätaussiedlerinnenbevölkerung in Deutschland bezogen werden. Dies verhält sich so, weil meine Beobachtungen, während des Praktikums an der ARGE Mittweida, und die Beobachtungen der Befragten hauptsächlich von Erfahrungen und Erzählungen abhängen, die in einer bestimmten Weise viele Spätaussiedlerinnen betreffen könnten.

Mit meiner Untersuchung wollte ich beweisen, dass die Umsiedlung nach Deutschland in erster Linie für Frauen den Verlust der beruflichen Identität mit sich bringt und alle Spätaussiedlerinnen hier mehr oder weniger von einer gezwungenen Erwerbslosigkeit betroffen sind.

In Bezug auf meine Untersuchung kann ich sagen, dass die Erzählungen und Biografien dieser zwei Frauen in ihrer jeweiligen Verfassung einmalig sind. Aber neben der Einmaligkeit zeigen diese Geschichten auch Ähnlichkeiten und Parallelen zu dem, was der größte Teil der Spätaussiedlerinnen in diesem Alter durch die Rückwanderung nach

Deutschland erlebte. In ihrer Auseinandersetzung mit den Arbeitsmarktbedingungen, die sich für alle Spätaussiedlerinnen ähnlich stellen, sind die Befragten in die Situationen hineingeraten, aus denen Auswege schwer vorstellbar sind. Doch Frauen versuchen, ihre eigenen Konzepte zu entwickeln, wie sie die Erwerbslosigkeit bewältigen könnten, was ich als wichtig und positiv für eine doch, wenn vielleicht auch späte, erfolgreiche Arbeitsmarktintegration empfinde.

6. Arbeitsmarktsituation von Spätaussiedlerinnen in Deutschland

6.1 Berufliche Integration von Spätaussiedler(inne)n

Spricht man von der Arbeitsmarktsituation der Spätaussiedler/-innen, so ist hier wichtig zu erläutern, dass eine gesellschaftliche Integration in Unabhängigkeit von sozialstaatlichen Hilfen grundsätzlich am ehesten durch Aufnahme einer Erwerbstätigkeit gelingt. Ein Arbeitsplatz besitzt nicht nur Bedeutung als Einkommensquelle zur Sicherung des Lebensunterhaltes und zur Erfüllung der Konsumwünsche. Die berufliche Stellung beeinflusst das soziale Ansehen und beruflicher Erfolg stärkt das Selbstwertgefühl. Der Arbeitsplatz bietet außerdem die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme mit Einheimischen und dadurch kann das Gefühl des Aufgenommenwerdens in der neuen Heimat vermittelt werden (vgl. Kunschner 2000, S. 102).

Dabei galten Aussiedlerinnen und Aussiedler lange als arbeitsmarktpolitisch unproblematische Gruppe. Dies änderte sich mit den großen Zuwanderungswellen in den Jahren 1989 und 1990, als es für die Zugewanderten auch mit Inkaufnahme eines beruflichen Abstiegs immer schwieriger wurde, in Deutschland eine Beschäftigung zu finden. Die Problematik verschärfte sich im Laufe der 90er Jahre, als immer mehr Spätaussiedler/-innen aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland einreisten und sowohl die Deutschkenntnisse schlechter wurden als auch berufliche Qualifikationen immer weniger in Deutschland verwertet werden konnten. Hochgerechnet auf Basis der Zahlen der Arbeitsverwaltung ist heute *mindestens jeder vierte* erwerbsfähige Spätaussiedler ohne reguläre Beschäftigung. Die gegenwärtige Datenlage – insbesondere, was die wirtschaftliche Situation der Aussiedler/Spätaussiedler betrifft –

ist wenig befriedigend. Es liegen weder repräsentative Erkenntnisse zur Einkommenssituation noch zum Bezug des Arbeitslosengeldes 2, zum Sparverhalten oder zum Konsumverhalten vor. Zwar sind Angaben über die Einreise und die Verteilung auf die Bundesländer verfügbar, aber eine weitergehende aussiedlerspezifische Datenerhebung ist mit Schwierigkeiten verbunden, da Aussiedler Deutsche im Sinne des Artikels 116 Abs. 1 des Grundgesetzes sind und somit nicht gesondert statistisch erfasst werden (vgl. IAB-Kurzbericht 2007, S. 1).

In der Arbeitsmarktstatistik werden sie für einen Zeitraum von fünf Jahren nach der Einreise gesondert dokumentiert und nach 5 Jahren nicht mehr, da die Aussiedlereigenschaft nur bis fünf Jahre nach der Einreise statistisch ausgewiesen wird (vgl. IAB-Kurzbericht 2007, S. 1).

Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) hat eine Analyse der Arbeitsmarktsituation von Spätaussiedler(inne)n im Jahr 2004 veröffentlicht, auf die Ergebnisse dieser Studie werde ich im Folgenden näher eingehen.

Diese Analyse zeigt auf, dass Spätaussiedler(inne)n im Vergleich zu Ausländern und Deutschen geringe Integrationschancen auf dem Arbeitsmarkt haben. Als einer der Hauptbestimmungsfaktoren für die Chancen am Arbeitsmarkt wurde von IAB die berufliche Bildung untersucht. Die Untersuchung ergab folgende Ergebnisse (siehe Anhang **Abb. 3**, S. 120):

- Spätaussiedler(inne)n sind viel stärker von Arbeitslosigkeit betroffen und sind seltener sozialversicherungspflichtig, im Vergleich zu Einheimischen, beschäftigt.
- Unter den betrachteten Personengruppen: sozialversicherungspflichtig und geringfügig Beschäftigten haben Spätaussiedler(inne)n deutlich schlechten Chancen als Deutschen.
- Das vertraute Bild, das ein höherer Bildungsabschluss die Erwerbschancen verbessert, gilt für Spätaussiedler(inne)n nur bedingt. Spätaussiedler(inne)n mit akademischem Abschluss sind weniger gut in den Arbeitsmarkt integriert als solche ohne abgeschlossene Berufsausbildung – so IAB (vgl. IAB 2007, S. 1).

Die weiteren Ergebnisse von IAB haben gezeigt, dass sich das Berufswahlverhalten von Frauen und Männern aus den Spätaussiedlerfamilien unterscheidet (siehe Anhang **Abb. 4**, S. 121). Bei der Spätaussiedlerinnen ist der Anteil an Angestellten deutlich höher als

bei den Spätaussiedler, der Anteil an Facharbeiterinnen dagegen deutlich niedriger. Spätaussiedler(inne)n sind überdurchschnittlich häufig als Hilfsarbeiter beschäftigt. Der Anteil der weiblichen deutschen Angestellten ist drei Mal so hoch wie bei den Spätaussiedlerinnen. Spätaussiedlerinnen sind auch häufiger als Nicht-Facharbeiterinnen beschäftigt als deutsche Frauen (vgl. IAB 2007, S. 2 – 5).

Aussiedler und Aussiedlerinnen müssen einige Hürden überwinden, um Aussicht auf eine Berufstätigkeit zu haben. Die berufliche Eingliederung vollzieht sich in mehreren Schritten: Prüfung der Anerkennung mitgebrachter Qualifikationen, Sprachausbildung, Anpassungsqualifizierungen in Form von Umschulungen oder berufspraktischen Weiterbildungen und Arbeitsplatzvermittlung bzw. -suche (vgl. Westphal 1997, S. 111). Für die wirtschaftliche Integration der Aussiedler/-innen spielen sprachliche, soziale, kulturelle und ökonomische Differenzen zwischen dem Herkunfts- und dem Aufnahmeland eine herausragende Rolle. Die Integration von Aussiedler/-innen in den Arbeitsmarkt ist zum Beispiel davon abhängig, wie gut das im Herkunftsland erworbene Humankapital (Schul-, Berufsausbildung und Arbeitsmarkterfahrung) auf die Erfordernisse des Arbeitsmarktes des Aufnahmelandes transferiert werden kann.

Verschiedene Studien haben übereinstimmend auf wesentliche Faktoren hingewiesen, die sich einer raschen Integration auf dem Arbeitsmarkt entgegenstellen (vgl. z.B. Bauer/Zimmermann in: Bellmann/Steiner 1995). Dies sind in erster Linie mangelnde deutsche Sprachkenntnisse, anderes soziales Handlungswissen, ein anderes Ausbildungssystem, ungewohnte Strukturen der Arbeitsorganisation und nicht direkt übertragbare Berufsausbildungen und Qualifikationen. Zudem haben sich Jugendliche und weibliche Aussiedler als besondere Problemgruppe bei der beruflichen Integration herauskristallisiert.

6.1.1 Zeitlicher Verlauf der beruflichen Integration

Generell beginnen Aussiedler/-innen ca. 2 – 3 Monate nach ihrer Einreise einen Sprachkurs, der seit 1994 nur noch maximal 6 Monate (zuvor 9 Monate) dauert. Sie finanzieren sich in den ersten 6 Monaten über das Eingliederungsgeld (eine pauschalisierte, bedürftigkeitsabhängige Eingliederungshilfe nach § 421 SGB III), danach zumeist über den Bezug von Arbeitslosengeld II oder Sozialgeld. Mütter von kleinen

Kindern müssen den Nachweis über eine Kinderbetreuung erbringen oder den Sprachkurs auf einen späteren Zeitpunkt verschieben. Sprachkurse werden entweder als reine Deutschkurse oder als Kombinationskurse, d.h. gleichzeitige Sprachvermittlung und Vermittlung beruflicher Kenntnisse, angeboten (vgl. Heinen 2007, S. 1ff.). Nach Abschluss des Sprachkurses sind drei berufliche Integrationswege möglich:

1. Die unmittelbare Arbeitsaufnahme und damit in der Regel die Hinnahme einer mehr oder weniger langen Zeit der Arbeitslosigkeit und Arbeitssuche.
2. Die Aufnahme einer beruflichen Weiterbildungs- und Umschulungsmaßnahme mit eventuellen Überbrückungszeiten, in denen ebenso eine (Überbrückungs-) Arbeitslosigkeit in Kauf genommen werden muss.
3. Das vorübergehende oder endgültige Ausscheiden aus dem Erwerbsleben, aus alters-, gesundheits- oder familienbedingten Gründen, wobei dazwischen wiederum Zeiten der Arbeitslosigkeit liegen können (vgl. Westphal 1997, S. 111).

Für Aussiedlerinnen stellt sich die berufliche Integration anders und zugleich problematischer als für männliche Aussiedler dar. Aufgrund des geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktes und der zum Teil völlig anderen Berufsstruktur in der Bundesrepublik haben Aussiedlerinnen nur geringe Aussichten auf einen Arbeitsplatz, der ihrer Ausbildung und Qualifikation entspricht (vgl. Westphal 1997, S. 116).

6.1.2 Bedeutung und Erwerb der deutschen Sprache

Die meisten Aussiedler/-innen treffen in der BRD ein, ohne ausreichende deutsche Sprachkenntnisse zu besitzen. Die Teilnahme an einem Deutschkurs für Aussiedler ist daher für viele die erste Station auf dem Weg der Integration. Die meisten Aussiedler/-innen reflektieren ihre mangelnde Sprachkompetenz als größtes Handikap für eine berufliche und soziale Eingliederung. Das Erlernen der deutschen Sprache (nicht nur im Deutschkurs) müsste im eigenen Interesse vieler Aussiedler/-innen liegen, weil sie sich mit ihr die Kultur und Zivilisation ihres neuen Heimatlandes aneignen, dadurch Zugang zu wichtigen Informationen haben und soziale Kontakte zur hiesigen Bevölkerung möglich werden. Vor allem können dadurch gegenseitige Unsicherheiten und

Misstrauen abgebaut werden. Das Beherrschen der deutschen Sprache ist grundlegend für ihre Existenzsicherung, die Kontrolle und die Einflussnahme auf das eigene Leben in der Bundesrepublik. Schließlich kann man sich dann erst auch zugehörig und integriert fühlen. Die befragten Spätaussiedlerinnen erklären im Folgenden, welche Bedeutung sie der deutschen Sprache in Bezug auf ihre berufliche Integration beimessen, und bestätigen indirekt, dass sie ein eigenes Interesse am Erlernen der Sprache haben.

Frau T.: „ ...*Sprache ist wichtig...wenn nicht kennen Sprache, dann finde ich kein Arbeit und ich kann nicht mit anderen sprechen...ohne Sprache ich kann nicht Papiere lesen...das ist nicht gut...ja...Deutsch ist wichtig.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeile 173 – 175).

Frau E.: „ ...*Ohne Sprache kann man sich nicht unterhalten. Wenn du Sprache nicht kennst, wie arbeitest du dann. Das geht nicht. Du verstehst nichts was dir sagen Chef. Das geht nicht. Wenn du Deutsch sprichst, kannst du Arbeit nicht finden, aber wenn du nicht Deutsch reden kann, ich verstehe nicht wie du Arbeit findest...Das geht einfach nicht.*“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeile 276 – 280).

Gehrke (1994, S. 130) unterscheidet in diesem Punkt die Aussiedler, welche die Notwendigkeit des Spracherwerbs erkannt haben, von jenen vielen, die die Auswanderungswelle mit ihrer Sogwirkung mitgerissen hat, ohne dass die Entscheidung reiflich überlegt war. Diese wären sich nicht bewusst bzw. hätten noch nicht die Einsicht erlangt, dass das Lernen der fremden deutschen Sprache hier für sie eine Lebensnotwendigkeit ist. Der Unmut darüber trete im Deutschunterricht zu Tage. „Nicht um zu lernen sei man ins gelobe (Deutsch-)Land gekommen, nörgeln (sie) immer frank und frei, sondern um zu leben und zwar besser als in Kasachstan.“ (Gehrke, 1994, S. 130).

Die eigene, bisher gesprochene (russische) Sprache stellt sich auf dem Weg zur Integration plötzlich als ein Hindernis zum Erreichen des Zieles dar, gleichgestellt mit all den anderen Deutschen zu sein. Doch nur Russisch ist die Sprache, in der die Aussiedler denken, in der sie sich zu Hause fühlen und mit der sie sich uneingeschränkt verständigen können. Sie ist Träger ihrer Identität und nimmt folglich in Deutschland eine solidarisierende Funktion ein (Dietz/Hilkes, 1994, S. 54). So auch bei meiner Interviewpartnerin Frau T., sie spricht gut Deutsch, doch gibt sie an, dass sie sich in der

Familie auf Russisch unterhalten, weil sie sich nur in dieser Sprache uneingeschränkt verständigen können: „... *Russisch...teilweise Deutsch. Für uns das ist sich leichter ausdrücken.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeile 200).

Nachdem ich dieses Spannungsfeld zwischen deutscher und russischer Sprache geschildert habe, dem Aussiedler/-innen ausgesetzt sind, komme ich zur Gestaltung des Deutschkurses und zu den Schwierigkeiten, die der Deutschkurs mit sich bringt.

Dass der Deutschkurs nicht das erbringen kann, was von ihm erwartet wird, zeigt sich schon daran, wie er sich entwickelt hat und gegenwärtig angelegt ist:

Der Sprachlehrgang, auf den Aussiedler in der Bundesrepublik einen Rechtsanspruch haben (§ 419 SGB III), wurde seit 1976 kontinuierlich gekürzt: 1976 auf 12 Monate festgelegt, zum 1.1.88 auf 10 Monate begrenzt, zum 1.7.91 auf 9 Monate und seit dem 1.1.94 nochmals auf 6 Monate verringert (vgl. Arend, 1997, S. 70). Die Verkürzung wurde parallel zu den sich verschlechternden Deutschsprachkenntnissen der Neuankömmlinge vorgenommen.

Der Sprachlehrgang konfrontiert die Aussiedler mit völlig neuen Unterrichtsinhalten und didaktisch-methodischen Verfahren. Die acht Unterrichtsstunden täglich, die zumeist keine praxisnahen Exkursionen erlauben, und die inhaltliche Eingrenzung auf die Eingliederung ins Berufsleben, die von der Bundesagentur für Arbeit für den Deutschkurs vorgegeben sind, widersprechen offensichtlich den lerntheoretischen Erkenntnissen in der Erwachsenenbildung. Nicht zuletzt leidet durch unqualifizierte Lehrkräfte sowie deren unzureichende Unterstützung die Qualität des Unterrichts, der somit der Spezifik des erwachsenen Lernenden nicht gerecht wird.

Die Kritik der Spätaussiedlerinnen am Sprachkurs bezieht sich vor allem auf seine zu kurze Dauer. Ein weiterer Kritikpunkt ist, dass in einem Kurs Aussiedler/-innen mit unterschiedlichem Grad an Vorkenntnissen vereint sind. Diese Niveauunterschiede bewirken, dass die Anforderungen als zu hoch bzw. als zu niedrig empfunden werden.

Die Kritik am Deutschkurs scheint begründet, betrachtet man die Einschätzung des Erfolges von Frau E. Sie nahm an einem Deutschkurs für Aussiedler/-innen teil:

„...*sie haben nicht richtig die Sprachkurse gemacht...sie haben alle, alle Menschen in eine Gruppe gesetzt, egal welche Stufe du hast, darum war es...von Anfang, wenn du kennst schon erste Stufe, warum misst du dort sitzen. Mit gefällt es nicht. Nehmen sie eine Stufe wer kann nichts, wer kann nicht reden, zweite Stufe wenn die Leute können*

bisschen. Und dann man kann die dritte Stufe nehmen, das geht bei einigen besser, aber wenn sie nehmen alle in eine Gruppe zusammen, und dann...es gibt kein Fortschritt (überzeugt)...es gibt nichts Gutes. Du sitzt und guck. Für dich ist schon nicht so interessant. ...“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeile 208 – 218).

In besonderem Maße ohnehin benachteiligt sind Frauen mit kleinen und Kleinstkindern im Hinblick auf die Teilnahme an einem Sprachkurs. Sie gestaltet sich schwierig, weil die Frauen einen Nachweis für eine Betreuungsmöglichkeit ihrer Kinder (Kindergarten oder Betreuungsperson) erbringen müssen. Damit wird die sprachliche Integration behindert und erschwert.

Die schlechte Qualität des Unterrichts und die Verkürzung der Kurszeit lassen vermuten, dass bei den Teilnehmern nicht die von der Bundesagentur für Arbeit als Ziel vorgegebenen „sprachlichen Voraussetzungen für die berufliche Vermittelbarkeit auf dem hiesigen Arbeitsmarkt“ geschaffen werden. Die berufliche Integration der Aussiedler wird dadurch, neben anderen Einflussfaktoren behindert. Sie haben unter anderem wegen den fehlenden Deutschkenntnissen nicht die Chance einen ihrer Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatz zu bekommen.

6.1.3 Berufsstruktur und Anerkennung der Berufsabschlüsse

Ein wesentlicher Faktor für das Finden eines Arbeitsplatzes stellt die berufliche Qualifikation dar, die bekanntermaßen als eines der wichtigsten Selektionskriterien auf dem Arbeitsmarkt angesehen wird.

In den vergangenen Jahren veränderte sich die Qualifikations- und Berufsstruktur der Aussiedler/-innen. Die meisten Aussiedler/-innen kommen aus den Bereichen der Dienstleistungsberufe und der industriellen und handwerklichen Berufen. Außerdem reisen die Aussiedler jetzt vorwiegend aus ländlichen Regionen der ehemaligen Sowjetunion ein und sie besitzen zu einem großen Teil Berufe oder Qualifikationen, die auf dem deutschen Arbeitsmarkt nicht verwertbar sind, z.B. landwirtschaftliche Berufe (vgl. Michel/Steinike 1996, S. 33).

Auch Akademiker und Ingenieur tun sich schwer, einen adäquaten Arbeitsplatz zu finden. Die große Konkurrenz der Mitbewerber und die hohen Anforderungen der Unternehmen machen eine Vermittlung fast unmöglich. Außerdem haben sie meistens

eine hohe Erwartungshaltung und sie verkennen, dass ihr Studium oft einfach nicht verwertbar ist. Das bedeutet wiederum fast immer eine Qualifizierung nach unten, oft der einzige Weg ins Arbeitsleben. Ältere Arbeitnehmer können auf dem Arbeitsmarkt so gut wie gar nicht Fuß fassen (vgl. Ewert 2000, S. 59 f.).

Mehr als die Hälfte der arbeitslosen Aussiedler sind Frauen. Die Berufsabschlüsse von Frauen werden weniger häufig anerkannt. Ein Grund dafür ist die Tatsache, dass Frauen in ihren Herkunftsländern (besonders in der ehemaligen Sowjetunion) oft Berufe ausgeübt haben, die in Deutschland zu den männertypischen gehören. Aussiedlerinnen erscheinen in dieser Hinsicht als besonders benachteiligt, weil sie auf dem deutschen Arbeitsmarkt geringere Chancen haben, einen qualifikationsadäquaten Arbeitsplatz zu finden. Sie haben auch in den sogenannten Frauenberufen mit dem Schwerpunkt „Dienstleistung“ ganz geringe Chancen, da in diesen Bereichen sehr gute Deutschkenntnisse benötigt werden.

Für berufstätige Aussiedler/-innen ist der wichtigste Schritt zur Eingliederung die Anerkennung ihrer Berufsabschlüsse. Sie ist Grundlage für die anschließende Arbeitsvermittlung und Voraussetzung für die Ausübung des erlernten Berufes. Die berufliche Qualifikation ist nicht nur der Schlüssel ins Berufsleben, sondern auch der wesentliche Faktor in Beschäftigung zu bleiben. Die Nichtanerkennung ihrer Abschlüsse wird von vielen Aussiedlern als ein Verlust der beruflichen Identität empfunden.

Bildungsabschlüsse, die Aussiedler in ihren Herkunftsländern erworben haben, müssen für die Gleichsetzung mit den bundesdeutschen Bildungsabschlüssen von den zuständigen Stellen überprüft werden. Vor dem Anerkennungsverfahren sind die Zeugnisse von einem vereidigten Übersetzer ins Deutsche zu übersetzen. Die Anerkennung von Bildungsabschlüssen ist Ländersache. Das bedeutet, dass die zuständigen Behörden eines Bundeslandes die Zeugnisse eines Aussiedlers nur dann prüfen, wenn er in diesem Land auch seinen ständigen Wohnsitz hat.

Die Landesministerien (meistens Kultusministerien) sind zuständig für:

- Schulabschlüsse,
- Technikerabschlüsse (Land- und Forstwirtschaft, sozialer und pflegerischer Bereich, sowie die Berufe Krankenschwester oder Erzieherin).

Die örtlichen Industrie- und Handelskammern oder Handwerkskammern bzw. Verbände sind zuständig für die Anerkennung von Facharbeiter-, Gesellen- oder Meisterabschlüssen.

Die Anerkennung von Bildungsabschlüssen wird bundesweit nicht immer gleich bewertet (vgl. Weiß 1997, S. 110).

Am 9. Dezember 2009 hat die Bundesregierung ein Eckpunktepapier zur „Verbesserung der Feststellung und Anerkennung von im Ausland erworbenen beruflichen Qualifikationen und Berufsabschlüssen“ beschlossen. Dieses Gesetz soll am 1. Januar 2011 in Kraft treten. Im neuen Gesetz soll ein Anspruch auf ein Anerkennungsverfahren für regulierte und unregulierte Berufe für alle Zuwanderer festgeschrieben werden. Entsprechen die Qualifikationen der jeweiligen deutschen Berufsausbildung oder dem Studienabschluss, soll eine Anerkennungsbescheinigung ausgestellt werden. Sind die Qualifikationen dafür nicht ausreichend, wird eine Teilanerkennung bescheinigt und es wird dokumentiert, welche zusätzlichen Ausbildungsschritte bis zur vollen Anerkennung notwendig sind.

Die Bundestagsfraktionen von Bündnis 90/Die Grünen und SPD hatten sich dafür ausgesprochen, zusätzlich einen Rechtsanspruch auf die notwendige Weiterbildung gesetzlich zu verankern. Dies lehnte die Regierung ab. Es ist aber vorgesehen, die Möglichkeiten zur Weiterbildung zu verbessern.

In Zukunft wird nach den Plänen der Bundesregierung die Entscheidung zwar weiterhin bei den Bundesländern liegen, es sollen aber bundesweit einheitliche Kriterien und Verfahren vereinbart werden. Zuwanderer sollen sich außerdem an eine einzige Stelle wenden können, die sie durch das gesamte Verfahren leitet. Nach Vorlage der nötigen Unterlagen soll innerhalb von höchstens sechs Monaten ein Bescheid über die (Teil-)Anerkennung erteilt werden (vgl. <http://www.bpb.de/files/VQWBGA.pdf> 2009, verfügbar am 14.06.2010).

6.1.4 Berufliche Weiterbildung

Unumstritten ist die Notwendigkeit, dass Aussiedler/-innen nach ihrem Eintreffen in Deutschland auf die Integration in den Arbeitsmarkt vorbereitet werden müssen. Auch wenn die Berufsabschlüsse anerkannt werden, sagt das aber wenig über die tatsächliche

berufliche Qualifikation aus, da dieser Abschluss meist auf ganz anderem Weg als in der BRD erreicht wurde. Außerdem wurde die praktische Berufserfahrung oftmals nicht im erlernten Beruf erworben und in der Berufs- und Arbeitswelt in den Herkunftsländern bestehen andere Strukturen und somit auch andere Qualifikationsanforderungen. In vielen Bereichen, z.B. im gewerblich-technischen Bereich oder im Dienstleistungsbereich, ist deshalb eine Anpassung der fachlichen Qualifikationen notwendig (vgl. Kühn/Marek u.a. 1994, S. 15).

Aus diesem Grund hat die berufliche Weiterbildung unter den arbeitsmarktpolitischen Instrumenten einen ganz besonderen Stellenwert. Für Arbeitslose ist sie die erfolgversprechendste Brücke in den Arbeitsmarkt. In erster Linie liegt die Zielrichtung einer beruflichen Weiterbildung von Aussiedler(inne)n zum einen in der Verbesserung der Grundqualifikationen und zum anderen in der Vermittlung von Zusatz- und Ergänzungsqualifikationen. Ebenso werden längerfristige Umschulungsmaßnahmen für Berufe mit anerkannten und arbeitsmarktgängigen Abschlüssen für diejenigen angeboten, die keine fundierte Berufsausbildung in ihrem Herkunftsland erlangt haben (vgl. Ewert 2000, S. 63 – 65).

Ob und inwieweit die berufliche Weiterbildung für Spätaussiedlerinnen im späten Alter eine erfolgreiche Arbeitsmarktintegration gewährleisten kann, ist schwer zu sagen. Meine beiden Interviewpartnerinnen haben Erfahrungen mit Weiterbildung gemacht, doch dies hat sie kein Schritt weitergebracht. Nach der Weiterbildung sind beide Frauen erwerbslos geblieben. Doch beide Frauen gaben an, sie wären bereit, sich noch einmal weiterzubilden (vgl. Interview Nr. 1; Interview Nr. 2 im Anhang).

Gegenwärtig hat das Sächsische Staatsministerium für Wirtschaft und Arbeit (SMWA) umfangreiche Förderprogramme zur besseren Arbeitsmarktintegration von Menschen mit Migrationshintergrund entwickelt. Durch den Europäischen Sozialfonds (ESF) werden im Landkreis Mittelsachsen zahlreiche Maßnahmen zur Anpassungsqualifizierung angeboten.

- Qualifizierungsprojekte für arbeitslose Spätaussiedler sowie daueraufenthaltsberechtigte Ausländer (QSA)

Mit Hilfe dieses speziellen Förderprogramms können sich Betroffene für einen Beruf qualifizieren und so ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt erhöhen. So werden beispielsweise mathematische Grundkenntnisse, Textverarbeitung mit Hilfe

von EDV und Internet sowie fachspezifische Sprachkenntnisse vermittelt. Die Inhalte orientieren sich dabei an den Bedürfnissen der jeweiligen Teilnehmer/-innen, dem regionalen Bedarf am Arbeitsmarkt und führen grundsätzlich zu einem anerkannten Abschluss. Während der Maßnahme werden die Teilnehmer/-innen sozialpädagogisch betreut.

- Qualifizierung von Arbeitslosen ohne Berufsabschluss

Circa 4,8% der Teilnehmer an dem Programm »Qualifizierung von Arbeitslosen ohne Berufsabschluss zu einem anerkannten Berufsabschluss« (QAB) sind Migranten.

Um die Qualifizierung von Zuwanderern, die erwerbsfähig und arbeitsuchend sind, gezielt zu verbessern, fördert das Sächsische Staatsministerium für Soziales und Verbraucherschutz aus Mitteln des ESF der Förderperiode 2007 – 2013 und komplementären Landesmitteln verschiedene Qualifizierungsprojekte, z.B.: berufliche Qualifizierung durch Computerlehrgänge, Bewerbungstraining, Förderung der deutschen Sprachkenntnisse, erweiterte Sprachkurse für Ärztinnen und Ärzte sowie Zahnärztinnen und Zahnärzte aus Drittländern, Qualifizierungsprojekte zur Verbesserung der Chancengleichheit für Frauen und Männer am Arbeitsmarkt.

6.2 Bedingungen des Arbeitsmarktes

Neben der Förderung der beruflichen Weiterbildung zur besseren Arbeitsmarktintegration werden an Aussiedler/-innen auch bestimmte Anforderungen gestellt, die sie berücksichtigen müssen. Von den Aussiedler(inne)n wird vor allem erwartet, dass sie ihre „typisch sozialistischen Verhaltensweisen“ ablegen, damit ist gemeint, dass sie nicht „zu viel vom Staat“ erwarten sollen. Ferner sollen sie sich mobil und flexibel verhalten, die Wahl des Wohnortes von der Möglichkeit einen Arbeitsplatz zu finden, abhängig machen, die Arbeitsplatzsuche und -wahl von zu engen Berufsvorstellungen lösen (vgl. Westphal 1997, S. 112). Nach Einschätzung der Osteuropa-Studien (Dietz/Hilkes 1994) sind folgende Bedingungen des Arbeitsmarktes von Aussiedler(inne)n zu berücksichtigen:

- Gerade in qualifizierten Berufen muss das Sprachdefizit überwunden werden, um nicht in das berufliche Abseits zu geraten.

- Aufgrund der Verschiedenheit der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Systeme in der Bundesrepublik und den Herkunftsländern ist für viele Berufe, vor allem im Wirtschafts- und Verwaltungsbereich, ein völlig anderes Hintergrundwissen nötig.
- Die Qualifikationsanforderungen für gleiche Berufe sind im Herkunfts- und Aufnahmeland sehr unterschiedlich, so dass Qualifikationsanpassungen in fast jedem Beruf notwendig sind.
- Die Arbeitsweise und -intensität stellt in der Bundesrepublik höhere Anforderungen an Arbeitnehmer/-innen als in den Herkunftsländern.
- Der Arbeitsmarkt erfordert von Neueinsteigern eine relativ große Mobilität.

Eine wichtige Bedingung des Arbeitsmarktes wurde bislang jedoch nicht berücksichtigt, und zwar die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes. Trotz unterschiedlicher wirtschaftlicher und politischer Strukturen sowie andersartiger Organisation der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in dem Herkunftskontext der ehemaligen Sowjetunion und dem Einwanderungskontext Bundesrepublik Deutschland besteht in beiden Kontexten ein ähnliches System der sozialen und ökonomischen Benachteiligung von Frauen im Berufsbereich: die horizontale und vertikale Segregation nach Geschlecht. Dennoch gestaltet sich die geschlechtsspezifische Segregation auf dem Arbeitsmarkt in der Bundesrepublik strukturell spezifisch, womit weitere Bedingungen des Arbeitsmarktes für Aussiedlerinnen hinzuzufügen sind:

- Berufsarbeit von Frauen ist häufig diskontinuierlich angelegt, z.B. als Teilzeitarbeit.
- Frauen wird eine Alternativrolle als Hausfrau und Mutter zugewiesen.
- Männer werden sozialpolitisch als alleinige Familiernährer gestützt.
- Frauen sind individuell und privat für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie verantwortlich (Näheres im Kapitel 8.4).

Geschlechtsspezifische Typisierungen und Hierarchisierungen von Berufen als Männer- bzw. Frauenberufe sind im Herkunfts- und Aufnahmekontext unterschiedlich.

7. Orientierung der Spätaussiedlerinnen im Beruf und in der Familie

Im 3. Kapitel habe ich die Lebenssituation der Spätaussiedlerinnen im Herkunftskontext beschrieben. Aus diesem Kapitel konnte man ableiten, dass für Aussiedlerinnen ihr Familienleben und auch ihr Berufsleben von größter Bedeutung sind, dass sie sich stark an beides orientieren. An dieser Stelle scheint es mir auch wichtig, näher auf die Einstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf von Spätaussiedlerinnen im Migrationskontext einzugehen, um ein Überblick schaffen zu können, wie es Aussiedlerinnen überhaupt gelingt, diese zwei unterschiedliche Polen zu kombinieren. Im Folgenden möchte ich das Frauenbild der Aussiedlerinnen darstellen und beschreiben, wie sie familiär und beruflich orientiert sind.

7.1 Selbstbild der Aussiedlerinnen

In ihren Herkunftsländern waren die Frauen für die „familienwirtschaftliche Organisation“ zuständig. Dazu zählte die Verwaltung des Familieneinkommens, aber auch die Erhaltung des sozialen (Familien-)Netzwerks und die Pflege der familiären Beziehungen (vgl. Westphal 2003, S. 135). Ebenso waren sie für die Organisation des alltäglichen Lebens, die Führung des Haushalts und die Kindererziehung zuständig. Kinder nahmen eine nicht hinterfragte Stellung im Lebenslauf und im Selbstkonzept der Aussiedlerinnen ein (vgl. Schwertner 2001, S. 79).

Auch in der Bundesrepublik obliegt den russlanddeutschen Frauen die Verantwortung für die Familie, die Organisation des Alltags, die Haushaltsführung und – im Gegensatz zum Herkunftsland – für die Außenkontakte der Familie (vgl. Schwertner 2001, S. 80). Zwei Auffassungen über russlanddeutsche Frauen stehen sich in der wissenschaftlichen Literatur gegenüber. Eine Richtung geht davon aus, dass russlanddeutsche Frauen ein traditionelles, konservatives Rollenverständnis haben (vgl. Dietz 1997, S. 73). Für russlanddeutsche Familien wird ein „autoritär-patriarchalisches Geschlechterverständnis“ angenommen (vgl. Westphal, 1997, S. 93). Die russlanddeutsche Frau wird von Gawlik (1992) „als traditionell, unmoderne, nicht emanzipierte, konservativ denkende und handelnde Frau.“ vorgestellt (vgl. Westphal 2003, S. 141).

Manuela Westphal (1997, 2003) und Birgit Schwertner (2001) widersprechen dieser Auffassung. Schwertner stellt fest, dass die Ansichten über die Rollenverteilung und das Geschlechterverständnis der Aussiedlerinnen sich „je nach Bildungsniveau, regionaler Herkunft, religiöser Orientierung und Generationszugehörigkeit“ unterscheiden (2001, S. 79). Auch Herwartz-Emden (1995a,b) stellt in ihren Untersuchungsergebnissen fest, dass die Aussiedlerinnen der niedrigeren und mittleren Qualifikationsschicht stärker "traditionellen" Mutterschaftseinstellungen zustimmten, als solche mit höheren Qualifikationen (vgl. Herwartz-Emden 1995a, S. 279 f.; 1995b).

Westphal stellt die Ergebnisse des Forschungsprojekts „Familienorientierung, Frauenbild, Bildungs- und Berufsmotivation von eingewanderten und westdeutschen Frauen in interkulturell-vergleichender Perspektive“ – FAFRA – aus dem Jahr 1995 vor, die ein anderes Bild von russlanddeutschen Frauen zeichnen (vgl. Westphal 2003, S. 141). Sie stellt auch fest, dass „Einwanderungsprozesse zu einer Veränderung der Geschlechterverhältnisse wie auch der Familienstrukturen führen“ und dass „Aussiedlerinnen sich sowohl in starker kritischer Auseinandersetzung und Vermittlung der von der ehemaligen Sowjetunion geprägten Mutterschafts- und Erziehungsvorstellungen erleben, als auch in Auseinandersetzung mit den Vorstellungen in Deutschland. Die Berufs- und Bildungsbereitschaft der Aussiedlerinnen wird mit der konkreten Familiensituation abgestimmt. Die Erziehung der Kinder wird als neuer Aufgabenbereich wahrgenommen. Eigene Ansprüche werden zum Teil zurückgestellt, modifiziert und verändert zugunsten des erwarteten Integrationserfolges der Kinder und damit der gesamten Familie.“ (vgl. Westphal 2003, S. 141 – 145).

Aus der Befragungsstudie von Herwartz-Emden (1995a), die Aussiedlerinnen in der Region Osnabrück untersucht hat, ist zu deuten, dass für Aussiedlerinnen Mutterschaft ein inhärenter Bestandteil des weiblichen Lebenskonzeptes und der Normalbiographie ist. Sie werde grundsätzlich begrüßt, da sie mit positiven individuellen und sozialen (statuserhöhenden) Konsequenzen verbunden sei und zu einem erfüllten Frauenleben führe. Herwartz-Emden (1995a) schreibt: „Das Frauenbild der Aussiedlerinnen bringt eine *Berufsorientierung* zum Ausdruck.“ Weiterhin sehen Aussiedlerinnen in der Kinderversorgung und -erziehung eine Domäne der Frau (S. 276). Nach Herwartz-Emden bringt die Aussiedlerin in ihrem Leben ein Frauenideal zum Ausdruck, das

herausragend die verschiedenen Bereiche kombiniert. Eine Frau ist in diesem Bild unhinterfragt sowohl weiblich-mütterlich als auch weiblich-berufstätig. (vgl. Herwartz-Emden 1995a, S. 280).

Gümen (1995) stellt in seinen Befragungsergebnissen fest, dass Aussiedlerinnen sich in ihrem eigenen Selbstbild als diejenigen sehen, für die die eigenständige Berufstätigkeit als normal, selbstverständlich und erstrebenswert sowie mit der Familienarbeit in jedem Fall als vereinbar gilt (vgl. Gümen 1995 in Bednarz-Braun 2004, S. 75).

Im Folgenden werde ich die Ergebnisse der eigenen Befragung von Spätaussiedlerinnen vorstellen. Dabei werde ich auf die Selbstbeschreibung der Frauen eingehen. Die beiden von mir befragten Frauen gaben an, dass sie die „treibende Kraft“ in ihren Familien sind, die ihre Familien nach außen vertreten, die sich mit allen bürokratischen Sachen beschäftigen, die sich um die Kinder kümmern und die sich stark an eine Berufstätigkeit orientieren. Besonders Frau E. hat sehr ausführlich darüber berichtet, wie sie Familie und Beruf in ihrem Leben vereinbart. Frau E. erzählte, dass die Kinder in ihrem Leben eine zentrale Rolle spielen: *„Wir leben für die Kinder, das ist unsere Leben. Nur die Kinder.“* *„Die Familie ist auf erstem Platz.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 361, 598 – 599).

Auch die Berufstätigkeit ist für sie sehr wichtig, Frau E. war in Russland bis zur Ausreise nach Deutschland immer berufstätig (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 36 – 38). In Deutschland war sie auch fast immer beschäftigt, obwohl es keinen sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungen waren: *„2004 bis 2005 im Alte Spinnerei gearbeitet, als Zimmermädchen, habe ich zuerst gehabt. Dann habe ich von (zögernd) 2005 bis 2006 April im Jugendclub Ein-Euro-Job gehabt. (seufzt) 2006 1. Juni, nei Quatsch, 1. Juli bis 2007 1. Juli Ein-Euro-Job im Gartenverein Mitte...dann von (zögernd) 2008 ab 8. Januar bis 8. September Helfer im Altenpflegebereich gelernt...dann war ich bei Helfenden Hand als Hauswirtschaft, und ab 1. Dezember 2009 im Volkssolidarität...jetzt arbeite ich, bis 1. Dezember.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 222 – 229).

Nach der Arbeit macht sie auch die Haushaltsarbeit, Außenvertretung der Familie und ist für die Kindererziehung zuständig: *„Ich..ich, nur ich mache es. Mein Mann kann es nicht machen. Er ist nicht so (lacht)...er ist so nervös, ja..und kann gleich ärgern, darum mit allen Unterlagen, mit alle Bürokratie mache ich alles selbst. (...) ..ich*

überwiese das Geld, ich mache alle Unterlagen, ich so und so und so...“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 347 – 354).

„...ich arbeite von acht bis halb drei ungefähr, diese Zeit gefällt mir. Um drei viertel zwei arbeite ich und halb drei bin ich schon zu Hause, ich kann ausruhen und dann kommt mein Sohn aus der Schule..mit Taxi, kann man ruhig mit ihm üben und so und so..es geht...Und ich kann noch alles zu Hause schaffen...“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 284 – 288).

„...Samstag Sonntag ich bin auch zu Hause, es auch wichtig, wenn du hast kleine Kind...das ist sehr wichtig...Wenn du muss mit ihm viel üben..das geht das.“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 290 – 292).

7.2 Familiäre Orientierung

Ein eindeutiges Merkmal der Lebenssituation von Aussiedlerinnen scheint also ihre starke Familienorientierung zu sein. Im Zentrum des alltäglichen Lebens sowie der Freizeit stehe die Familie, relevante Entscheidungen würden in dieser getroffen, soziale Kontakte würden meist innerhalb der Familie und Verwandtschaft gepflegt. Die Familie biete eine wichtige Stütze bei der Eingliederung, so z. B. bei der Wohnungssuche, dem Hausbau und bei der Arbeitssuche (vgl. Westphal, 1997, S. 121). Auch hätten sich die familiären und verwandtschaftlichen Beziehungen und Kontakte im Vergleich zu ihrer Struktur im Herkunftsland nicht verändert (vgl. Dietz/Hilkes 1994, S. 98 ff.). Neben der starken Familienorientierung sei die Aussiedlerfamilie durch eine religiöse Lebenseinstellung (vgl. Dietz/Hilkes 1994, S. 103), durch eher kollektivistisch-traditionsbewahrende Wertvorstellungen (vgl. Silbereisen/Schmitt-Rodermund 1999) sowie durch autoritär-patriarchalische Strukturen in den Geschlechter- und Generationsverhältnissen geprägt. Die Aussiedlerinnen hielten an einem traditionellen Rollenverhalten fest, statt ihre Rollen als Hausfrau und Mutter zu hinterfragen, wodurch ihnen in der Konfrontation mit dem Rollenverständnis in der Bundesrepublik Identitätskonflikte drohten (vgl. Gawlik 1993). Vor allem Frauen und Mütter würden eine starke Familienorientierung aufweisen, und wenn diese insgesamt eher durch kollektivistische (traditionelle) Wertvorstellungen geprägt sei, würden sich das

Familienleben und das Familienklima in der Einwanderungssituation nicht verschlechtern (vgl. Silbereisen/Rodermund 1999).

Im Rahmen eines Forschungsprojekts FAFRA (Familienorientierung, Frauenbild, Bildungs- und Berufsmotivation von eingewanderten und westdeutschen Frauen und Familien in interkulturell-vergleichender Perspektive), das von 1991 bis 1996 an der Universität Osnabrück durchgeführt wurde, stellt Westphal auch fest, dass die Familie für Aussiedlerinnen eine enorme Bedeutung bei der Selbstbeschreibung in der Einwanderungssituation hat. Die Selbstbeschreibungen werden von Aussiedlerinnen zugleich eingebunden in der Wahrnehmung von Ethnisierungsprozessen als Fremde, Russin und Ausländerin. Sie führen diese erlebten Zuschreibungsprozesse vorrangig auf die Unkenntnis der Einheimischen und auf Unterschiede innerhalb der Aussiedlergruppe zurück. Der Verweis auf legitime Ansprüche der Zugehörigkeit („wir haben deutschen Pass“) dient den Frauen dabei als Ressource zur Bewältigung der Zuschreibungsprozesse. Die berufliche Integration gilt den Frauen als eine zentrale Akkulturationsstrategie. Familie bietet dabei Potentiale an Schutz, Sicherheit, Macht und Status und wird umso bedeutsamer, je mehr diese Potentiale in der Arbeitswelt verweigert werden. Diese Verweigerung findet in Form von beruflicher Dequalifizierung statt. (vgl. Westphal 2003, S. 148).

Eine weitere Studie, die sich zwar vorrangig mit Orientierungen von Aussiedlerjugendlichen befasst (vgl. Kossolapow 1987), gelangt hingegen zu dem Ergebnis, dass sich Aussiedlerinnen (Mütter), aufgrund ihres traditionellen Familien- und Frauenbildes, in Deutschland als gespalten erlebten, daher eine Lösung von der Familienbindung wünschten und nur noch ein Drittel eine ausschließliche Familienrolle der Frau befürworteten (vgl. Kossolapow 1987, S. 230). Aussiedlerinnen, und insbesondere Mädchen, würden Identitätskrisen erleben, da die Familienorientierung und -bindung ein Hindernis darstellten, sich nach individuellen Möglichkeiten zu entfalten (Kossolapow 1987, S. 170 ff.; hierzu auch Dietz/Hilkes 1994, S. 98). Rink-Scheidt (1990) findet bei Aussiedlerinnen sogar einen stärkeren Identitätsverlust als bei den übrigen Familienmitgliedern. Sie führt dieses auf die Veränderungen im beruflichen Bereich (Arbeitslosigkeit, Dequalifizierung) zurück, sowie auf den Verlust von beruflicher Unabhängigkeit und Anerkennung. Sie meint, dass Frauen in dieser Situation der großen Versuchung unterlägen, sich auf die Hausfrauenrolle

zurückzuziehen. Damit hielten sie verstärkt an konservativen religiös-tradierten Normen und Wertvorstellungen fest und schränkten damit die Autonomie ihrer Töchter durch ein rigides Kontrollverhalten und durch die Vermittlung traditioneller Geschlechtsrollen ein (vgl. Herwartz-Emden 1995a, S. 99ff).

7.3 Berufliche Orientierung

An dieser Stelle möchte ich noch näher auf die berufliche Orientierung der Spätaussiedlerinnen eingehen. Dabei werde ich mich auf die Ergebnisse der Osteuropastudie vom Jahr 1989/1990, die Ergebnisse meiner eigenen Befragung und auf einige andere Autoren beziehen.

Im Rahmen der Osteuropastudie 1989/1990 gaben die befragten Aussiedler/-innen auf die Frage, worüber sie am stärksten enttäuscht seien, die Schwierigkeit, in Deutschland einen Arbeitsplatz zu finden, an (vgl. Hilkes 1992 S. 21). In der Untersuchung von Quack et al. (1993 S. 51) bezeichneten die befragten Frauen die Unmöglichkeit einen Arbeitsplatz zu finden, der ihren beruflichen Erfahrungen und Qualifikationen entspricht, sprachliche Probleme und eine unfreundliche Behandlung durch Institutionen und Behörden sowie fehlende Kinderbetreuungsmöglichkeiten in Deutschland als deutliche Nachteile ihrer Einwanderungssituation. Weiter Ergebnisse der Osteuropastudien legen nahe, dass die berufliche Neuorientierung der Aussiedler/-innen eher durch Zurückhaltung und Vorsicht sowie in mancher Fällen auch durch Vorabinformationen über den Arbeitsmarkt in Deutschland geprägt ist (vgl. Dietz 1991, S. 27). Die anfängliche Erwartung, einen sicheren Arbeitsplatz zu finden, verändert sich im Verlauf von Qualifizierungsmaßnahmen. Sie wird abgelöst durch einen Ernüchterungsprozess darüber, dass mitgebrachte und später erworbene Qualifikationen nicht automatisch zu einem beruflichen Erfolg führen werden (vgl. Westphal 1997, S. 95).

Eine der wenigen Arbeiten, in denen explizit Aussiedlerinnen thematisiert werden, stellt der Aufsatz von Gawlik (1993) dar. In diesem wird festgestellt, dass Aussiedlerinnen zu einer selbständigen Zukunfts- und Arbeitsplanung nicht imstande seien, sie sich starr an Vorgaben „von oben“ hielten, ihre Improvisationsfähigkeiten nicht nutzten und klassischen Arbeitstugenden verinnerlicht hätten (vgl. Gawlik 1993, S. 27). Den in

hiesigen Berufen geforderten „fachübergreifenden Qualifikationen wie Lernbereitschaft, Teamfähigkeit, Selbständigkeit und Verantwortungsbewusstsein“ (vgl. Gawlik 1993, S. 29) seien insbesondere die Frauen nicht gewachsen. Bei dieser Beschreibung drängt sich die Frage auf, wie die Frauen in ihrem Herkunftsland die Bedingungen der Berufsarbeit überhaupt bewältigen konnten. Die Tatsache, dass sie in ihrem Herkunftsland häufig kontinuierlich berufstätig waren, und ihre beruflichen Erfahrungen, auch in Berufen mit hohen Qualifikationsanforderungen, werden in dieser Beschreibung vollkommen ausgeblendet und entwertet. Die Autorin gesteht Aussiedlerinnen zwar „gute Improvisationsfähigkeiten zu, die Elemente von Geschick, Kreativität, Selbständigkeit und Problemlösungskompetenz enthalten“, die sich „aber unter den Bedingungen unserer Marktwirtschaft nicht entfalten“ (vgl. Gawlik 1993, S. 27) könnten. Eine eigenorientierte Berufseinstellung scheint, gemäß dieser Darstellung, kein Thema für Aussiedlerinnen zu sein; ihre berufliche Orientierung scheint sich ausschließlich aus einem materiellen Interesse zu speisen. So begründet die Autorin die Erwerbstätigkeit von Aussiedlerinnen ausschließlich damit, dass sie „wegen großer Anschaffungsbedürfnisse zum Haushaltseinkommen beisteuern müssen“ (vgl. Gawlik 1993, S. 29). Die Selbstverständlichkeit der Berufsarbeit von Frauen in der ehemaligen Sowjetunion wird in solch einer Argumentation auf einen Aspekt, wenn auch einen gerade in der Einwanderungssituation tendenziell wichtigen, reduziert. Die Tatsache, dass die Berufsarbeit zugleich ein zentraler Aspekt von persönlicher Zufriedenheit und Lebensplanung darstellt, wird damit vollkommen ausgeblendet.

Quack (1994) weist demgegenüber darauf hin, dass die Erwerbsorientierung von Aussiedlerinnen sehr hoch ist und dabei nicht nur finanzielle Aspekte eine Rolle spielen. Der Wunsch mit der Berufstätigkeit eine für die Gesellschaft nützliche Aufgabe zu übernehmen und die Möglichkeit damit soziale Kontakte und Selbständigkeit zu erreichen, sind ebenso bedeutsam (vgl. Quack 1994, S. 266). Die stereotype Annahme von konservativen Arbeitswerten, wie auch die Annahme, dass die beruflichen Fähigkeiten und Erfahrungen von Aussiedlerinnen für „moderne“ Arbeitsbedingungen dysfunktional seien, müssen kritisch hinterfragt werden. Einerseits dienen diese Annahmen dazu, berufliche Dequalifizierung zu erklären und andererseits bedienen sie betrieblich-personalstrategische Interessen. Andere berufliche Erfahrungen und Fähigkeiten werden damit als auf dem Arbeitsmarkt unverwertbar angesehen und

zusätzlich als dysfunktional abgewertet. Aussiedlerinnen können so auf bestimmte, d.h. unqualifizierte, Arbeitsplätze und Positionen verwiesen werden.

Westphal (2003) stellt in ihrer Untersuchung (FAFRA) fest, dass, trotz der durch den Einwanderungsprozess bedingten Dequalifizierung, die Aussiedlerinnen jedoch den Wunsch präsentieren, berufstätig sein zu wollen. Der Erhalt der beruflichen Kompetenz, die Bestätigung des Selbstwertgefühls, die (finanzielle) Unabhängigkeit vom Mann und die eigene Altersabsicherung sowie die finanzielle Absicherung der Familie und der Kinder sind die zentralen Motivationen. Ihre Erwerbsmotivation wird durch ihre Zuständigkeit für Beruf und Familie im Herkunftskontext geprägt (vgl. Westphal 2003, S. 144 – 145).

Auch die Ergebnisse meiner Befragung deuten auf eine kontinuierliche Erwerbsbiographie der Spätaussiedlerinnen im Herkunftsland hin. Der Verweis auf Dauer und Kontinuität des Erwerbslebens im Herkunftsland unterstreicht, wie stark das Lebenskonzept der Aussiedlerinnen auf eine Erwerbstätigkeit ausgerichtet ist.

Frau E.: *„Ich war in Russland berufstätig, zuerst nach dem Abschluss von 1987 ich muss drei Jahre im Dorf arbeiten...und nach diesem kehre ich nach Hause zurück, und habe noch bis 99, bis Jahre 1999 (bis zur Ausreise) auch in der Schule gearbeitet.“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 36 – 38).

„...Arbeitszeit 24 Stunde...Wir müssen in Russland normalerweise in der Schule (seufzt), wir sollen viel arbeiten. Das ist nicht so wie hier, ich habe meine Unterricht gemacht und kann nach Hause gehen. Nein. Wir sollen noch die Wohnungen, die Familien besuchen, mit die Kinder Ausflug machen, Tanzen machen und so und so so weiter und so weiter...Das war zu viel. Und noch...wenn du hast in der Woche 30 Stunden, das ist...(schüttelt den Kopf).“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 86 – 94).

„Anton hat Kindergarten besucht ab zwei Jahre...bis zwei Jahre er war mit seinem Tante wenn ich arbeite oder mit meinem Vater zu Hause.“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 50 – 52).

Frau T.: *„...bis 1983 als...als Telegrafistin gearbeitet, und danach war ich berufstätig, aber nicht erlernten... (...) ...bis 1990 war ich Erzieherin gearbeitet...dann...ab 1991 ich war selbständig bis wir nach Russland gefahren sind..dort habe ich im Dorf in Molkerei gearbeitet.“* (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 32 – 33, 44 – 46).

„Meine Tochter ist in Kindergarten gegangen, es war die Öffnungszeit des Kindergartens von 7 Uhr morgens bis nachmittags 18 Uhr...“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 48 – 51).

Die Aussiedlerinnen sind auch nach Deutschland mit der Vorstellung gekommen, wieder einer geregelten Tätigkeit nachzugehen. Doch hier werden fast alle Aussiedlerinnen mit der Erwerbslosigkeit konfrontiert. Das bedeutet daher eine Zerstörung des Lebensentwurfs von Aussiedlerinnen (vgl. Schafer 1997, S. 122) (Näheres im Kapitel 8).

8. Erwerbslosigkeit von Spätaussiedlerinnen

Im folgenden Kapitel werde ich auf das Hauptthema meiner Diplomarbeit näher eingehen. Dabei werde ich zuerst den Begriff der „Erwerbslosigkeit“ definieren. Danach möchte ich das Phänomen der Erwerbslosigkeit anhand einer Theorie näher beschreiben, wobei ich auf die Gruppe von Aussiedlern eingehen werde. Ich werde auch die Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit beschreiben, dabei beziehe ich mich vor allem auf die Ergebnisse eigener Befragung. Auch die Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit Benachteiligung kommen hier zum Tragen. Schließlich werde ich einige Bewältigungsstrategien beschreiben, die für die Spätaussiedlerinnen bei ihrer Integration in Deutschland eine besondere Stütze darstellen.

8.1 Zum Begriff der „Erwerbslosigkeit“

Es scheint mir sinnvoll, an dieser Stelle eine Definition des Begriffs Erwerbslosigkeit, der in meiner Diplomarbeit mehrmals angewendet wird, zu geben: Mit Erwerbslosigkeit (auch Arbeitslosigkeit genannt) wird das Fehlen bezahlter Beschäftigungsmöglichkeiten für potenzielle Erwerbspersonen bezeichnet. Im weiteren Sinne ist damit auch das Fehlen anderer (hauptsächlich) menschlicher Arbeit gemeint. Die Erwerbslosigkeit kann in drei Arten unterteilt werden: friktionell, strukturell und konjunkturell.

- Von friktioneller Erwerbslosigkeit spricht man, wenn die Arbeitgeber eines bestimmten Arbeitsmarkts freie Stellen anbieten und auf demselben Markt

gleichzeitig Erwerbslose gemeldet sind. Diese Situation hängt mit einem Informationsproblem der sich in dem normalen Prozess der Arbeitssuche befindlichen Arbeitnehmenden sowie der Arbeitgeber zusammen. Diese Erwerbslosigkeit ist von kurzer Dauer, im Gegensatz zur strukturellen Erwerbslosigkeit.

- Die strukturelle Erwerbslosigkeit basiert auf der Unvereinbarkeit der Arbeitsuchenden und der freien Stellen. Diese Art von Arbeitslosigkeit wird auch Mismatch-Arbeitslosigkeit genannt. Hiermit sind im Wesentlichen die qualifikatorische und die regionale Arbeitslosigkeit gemeint. In dem einen Fall passen die Anforderungen der Unternehmen an die zu vergebenden Arbeitsplätze nicht mit den Qualifikationen der Arbeitnehmer zusammen; in dem anderen Falle sind die Arbeitnehmer zu immobil, um für sie passende Arbeitsplätze in anderen Regionen anzunehmen. Diese Art von Erwerbslosigkeit ist sehr schwierig zu bekämpfen. Die Erwerbslosen müssen sich requalifizieren oder eine Mobilität hinsichtlich des Arbeits- oder des Wohnortes in Kauf nehmen.
- Die konjunkturelle Erwerbslosigkeit schließlich tritt ein, wenn im Verhältnis zur Anzahl Erwerbsloser generell zu wenig Arbeitskräfte gesucht werden (vgl. Dieckheuer 2003, S. 268 ff.).

Spricht man von Erwerbslosigkeit bei Spätaussiedler(inne)n, so ist hier wichtig zu erläutern, dass die Gründe dafür neben den allgemeinen Problemen des Arbeitsmarktes in für die Spätaussiedler/-innen spezifischen Sachverhalten liegen. Zum Ersten sorgt eine unterschiedliche Qualifikation dafür, dass der Zahnarzt in Deutschland ebenso Schwierigkeiten hat unterzukommen wie der Agrarökonom oder der Lehrer. Ausbildungsgänge entsprechen einander nicht, und so sind häufig Zusatzqualifikationen, Umschulungen und Nachbesserungen notwendig, um die Qualifikation der Aussiedler den Erfordernissen des deutschen Arbeitsmarktes anzupassen. Daraus kann man ableiten, dass Aussiedler zum größten Teil von einer Mismatch-Arbeitslosigkeit betroffen sind.

In Deutschland lag die Quote der erwerbslosen Spätaussiedler(inne)n im Jahr 2005 bei ca. 15% - so Statistisches Bundesamt 2010 (siehe Anhang **Abb. 5**, S. 122).

Die Bundesagentur für Arbeit Nürnberg (damals Bundesanstalt für Arbeit) hat 1995 bis 2002 eigene Statistik der Spätaussiedlergruppen erfasst. Dabei wurde vor allem festgestellt, dass am höchsten die Arbeitslosigkeit bei Spätaussiedlern in folgenden Gruppen vorliegt:

- 55- bis 65-jährige
- weibliche Jugendliche und junge Erwachsene, die wichtigsten Ursachen sind mangelnde Sprachkenntnisse, kleine Kinder, keine oder keine abgeschlossene moderne Berufsausbildung
- Frauen allgemein (was auch aus der folgenden **Tabelle 9** zu sehen ist).

Jahresdurchschnitt	Insgesamt	Männer	Frauen
1995	138.266	55.672	82.594
1996	143.823	62.313	81.510
1997	150.970	66.227	84.744
1998	126.035	53.811	72.224
1999	99.659	41.766	57.893
2000	77.377	32.751	44.625
2001	64.770	28.562	36.207
2002	59.367	28.244	31.123

Tabelle 9: Arbeitslose Spätaussiedler(inne)n (vgl. BA 2003, Herv. d. V.S.).

Daten über die Anzahl der arbeitslosen Spätaussiedler(inne)n im Freistaat Sachsen werden in einer Statistik der Bundesagentur für Arbeit, Statistik-Service Südost „Bestand Arbeitslose nach ausgewählten Merkmalen“, ausgewiesen. Nach diesen Daten waren im Oktober 2007 1.727 Spätaussiedler im Freistaat Sachsen arbeitslos gemeldet, gut die Hälfte davon waren weiblich. Im Zeitverlauf ist darüber hinaus ein Sinken der Zahlen festzustellen:

Zeitpunkt	Anzahl Arbeitslose		
	Ausländer	Deutsche gesamt	darunter: Spätaussiedler(inne)n
Okt. 03	8.620	361.543	4.215
Okt. 04	9.083	365.105	3.988
Okt. 05	10.256	313.115	3.443
Okt. 06	10.376	283.986	2.689
Okt. 07	9.861	247.097	1.727

Tabelle 10: Bestand an Arbeitslosen nach ausgewählten Merkmalen in Sachsen (vgl. Sächsisches Staatsministerium für Soziales. Abschlussbericht 2008, S. 60).

Für den Landkreis Mittelsachsen konnte ich keine statistischen Daten zu den arbeitslosen Spätaussiedler(inne)n herausfinden.

8.2 Erwerbslosigkeit und beruflicher Abstieg von Spätaussiedlerinnen

Es ist nicht zu bestreiten, dass die Arbeitsmarktintegration und Bildung die soziale Positionierung, den Zugang zu zentralen gesellschaftlichen Positionen sowie die Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum und an politischen Entscheidungsprozessen beeinflussen. Diese Faktoren sind vorrangige Aspekte der Eingliederung von Einwanderern und ihren Kinder in Deutschland.

Aussiedlerinnen und Aussiedler unterscheiden sich von anderen Migrantengruppen in der Bundesrepublik Deutschland. In ihren Herkunftsländern gehörten sie zu einer Minderheit. Im Unterschied zu ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern oder Asylsuchenden, die Sprache, Kultur und Religion ihres Geburtslands aufrechterhalten und an die eigenen Kinder weitergeben möchten, suchen die Aussiedlerinnen und Aussiedler in Deutschland ihre kulturelle Heimat. Sie wollen hier „als Deutsche unter Deutschen leben“ (vgl. Bade 2003, S. 81). Nach der Übersiedlung müssen aber fast alle Aussiedler/innen eine Phase der Erwerbslosigkeit durchlaufen.

Zur Erklärung des Phänomens der Arbeitslosigkeit von Aussiedler(inne)n kann die Segmentierungstheorie des Arbeitsmarkts herangezogen werden (vgl. Sengenberger 1978, S. 15 – 42).

Nach der Segmentierungstheorie sind ausländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer sowie Migrantinnen und Migranten im Wirtschaftssystem der Bundesrepublik als „Lückenbüßer“ nötig. Für relativ geringen Lohn werden sie als Ungelernte oder Angelernte für besonders belastende Tätigkeiten eingesetzt oder temporär als Aushilfen. Im Unterschied zu Marktsegmenten, in denen Beschäftigte mit hohen oder speziellen fachlichen Qualifikationsanforderungen gesucht werden, bleiben in diesem Segment, das von anderen Beschäftigten nach Möglichkeit gemieden wird, die gegenseitigen Bindungen und Verpflichtungen zwischen Arbeitgebern und Beschäftigten gering. Dies erklärt ein dauerhaft hohes oder zunehmendes Erwerbslosigkeitsrisiko in diesem Segment und eine geringe Bedeutung hoher schulischer und beruflicher Qualifikationen, die vor der Migration erworben wurden.

Besonders schwierig ist die Situation für die erwerbssuchenden Frauen. Die Aussiedlerinnen treffen auf eine geschlechtlich segregierte Arbeits- und Lebenswelt und haben durch ihre ausländische Herkunft kaum Chancen, in höhere und sichere berufliche Positionen zu gelangen (vgl. Westphal 1997, S. 48 – 53).

Die Annahmen der Segmentierungstheorie wurden nach Untersuchungen über betriebliche Arbeitsmärkte weiterentwickelt. Greif interpretiert den Prozess der Zuweisung von Arbeitsplätzen als zweistufige Klassifizierung (vgl. Greif 1985 in: Bade/Oltmer 2003, S. 82ff):

1. Zuerst werden, wie durch die Segmentierungstheorie beschrieben, Arbeitssuchende in einer Art Vorgruppierung nach ihrer Qualifikation und anderen Merkmalen ihrer Berufsbiographie verschiedenen Sektoren des allgemeinen Arbeitsmarkts zugeordnet. Dabei erfolgt zugleich die Zuweisung ihrer „gesellschaftlichen Stellung“¹ und die Einordnung in eine soziale Schicht. Ausländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer oder Aussiedlerinnen und Aussiedler müssen sich mit den am geringsten qualifizierten Arbeitsplätzen und, unabhängig von ihrer Stellung in ihrem Herkunftsland, mit einer niedrigen gesellschaftlichen Stellung und Schicht begnügen.
2. Ihren konkreten Arbeitsplatz erhalten Arbeitssuchende erst in einer zweiten Klassifizierungsstufe durch betriebliche oder organisationale Arbeitsmärkte mit branchenabhängig unterschiedlichen Segmentierungen. Vorrangige Unterscheidungsmerkmale sind hier branchen- und betriebsspezifische Spezialqualifikationen und vor allem unterschiedliche gesundheitliche Risiken durch hohen Arbeitsstress, Mehrfachbelastungen oder schädliche ökologische Arbeitsbedingungen². Arbeitsplätze mit relativ hohen gesundheitlichen Risiken werden vorwiegend an ausländische Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer oder Aussiedlerinnen und Aussiedler vergeben. In der Regel müssen sie sich mit einer niedrigen sozialen Stellung im Betrieb abfinden.

¹ Die „gesellschaftliche Stellung“ kann durch die folgenden Arbeitsplatzmerkmale definiert werden: 1. Einkommensniveau und Lohnsystem; 2. Qualifizierung und Aufstiegschancen; 3. Einfluss und Handlungsspielraum; 4. Erwerbslosigkeitsrisiko und 5. Gesellschaftliche Wertung oder Sozialprestige der Arbeit (vgl. Greif 1985, S. 102).

² Wichtige Unterscheidungsmerkmale sind hierbei: 1. hohe/geringe Arbeitsintensität (z.B. Zeitdruck); 2. ungünstige/günstige ökologische Umgebungsbedingungen (Lärm, Hitze, Schadstoffe, Schmutz usw.); 3. niedrige/hohe innerorganisationale Spezialqualifikationen und 4. niedriger/hoher Lohn; hierzu siehe Greif, S. 103 – 113.

Nach den Annahmen der Segmentierungstheorie ist zu erwarten, dass sich erwerbssuchende Aussiedler/-innen, insbesondere Frauen, sowohl auf allgemeinen als auch auf betrieblichen Arbeitsmärkten jeweils mit den problematischen unteren Segmenten mit hohen Erwerbslosigkeitsrisiken begnügen müssen. Ursprünglich Hochqualifizierte müssen Arbeitsplätze annehmen, die zu einem beruflichen und sozialen Abstieg in niedrigere soziale Schichten führen. Da nach der Theorie zwischen den Teilmärkten, statistisch gesehen, verhältnismäßig wenig Mobilität besteht, wären für die Aussiedlerinnen und Aussiedler auch langfristig kaum grundlegende Verbesserungen der Erwerbssituation zu erwarten. Ferner ist zu vermuten, dass sich sozial-strukturelle Unterschiede der Herkunftsländer in den Ergebnissen niederschlagen. Die Russlanddeutschen, die aus strukturschwachen Regionen der früheren Sowjetunion kommen, haben besonders ungünstige berufliche Integrationschancen (vgl. Westphal 1997, S. 76 – 101).

Ewert stellt außerdem fest, dass Aussiedler/-innen nicht nur ein weit über dem Durchschnitt liegendes Risiko haben, arbeitslos zu bleiben. Wenn sie einen Job gefunden haben, ist bei ihnen das Risiko, wieder arbeitslos zu werden, ebenfalls besonders hoch (vgl. Ewert 2000, S. 59).

8.3 Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit

Welche Erfahrungen die Aussiedler/-innen mit Arbeitslosigkeit erleben und wie sich die Arbeitslosigkeit der Aussiedler/-innen auf ihre Befindlichkeit auswirkt, ist eine Hauptfragestellung meiner Untersuchung. Ergebnisse aus der psychologischen Arbeitslosenforschung liefern dazu wichtige Erkenntnisse, die im Vorfeld der Befragung zu berücksichtigen sind. Arbeitslosigkeit von Aussiedlerinnen und Aussiedler kann als ein Zustand von Dissoziation betrachtet werden, da es gerade die berufliche Eingliederung ist, die erst eine gesellschaftliche Integration ermöglicht. Aussiedler/-innen sind daher in zweifacher Hinsicht von der Arbeitslosigkeit betroffen. Zum einen sind sie wie jeder betroffene Einheimische mit den psychosozialen Stressfaktoren konfrontiert, die Arbeitslosigkeit mit sich bringt (ökonomische Deprivation, Stigma und Diskriminierung, psychische Folgeerscheinungen etc.), zum anderen stellt gerade Arbeit für sie eine Chance dar, überhaupt einen Einstieg in die

neue Gesellschaft zu finden und sich einen sozialen Status aufzubauen, über den die Deutschen in der Regel schon verfügen. Sie werden von der Gesellschaft als „Fremde“ wahrgenommen, d.h. sie erfahren im Falle von Arbeitslosigkeit eine doppelte Stigmatisierung, als Arbeitslose und als „Fremde“.

Zu den wesentlichen Problembereichen, die im Zusammenhang mit der Arbeitslosigkeit stehen, zählen:

- die ökonomische Ausgrenzung (das Arbeitslosengeld II reicht nicht aus, um für Ziele zu sparen, die über Grundbedürfnisse hinausgehen, Arbeitslosigkeit kann sogar die Befriedigung der Grundbedürfnisse gefährden und zur materiellen Armut führen),
- die soziale Ausgrenzung (soziale Kontakte am Arbeitsplatz fallen weg, Spannungen in der Familie, Isolation – selbstgewählt oder von außen),
- die unstrukturierte Zeit (Zeit ohne Arbeit wird als sinnlos empfunden, Arbeit als zentrales Moment der Zeitstrukturierung entfällt),
- Stigma und Diskriminierung (als „Versager“ oder „Drückeberger“),
- psychische Folgeerscheinungen (mit der abbröckelnden Zukunftsperspektive schwindet der (Über-)Lebenswille bis hin zu Suchtverhalten und Selbstmord).

Die genannten Effekte dieser Problembereiche kumulieren mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit. Die Betroffenheit ist auch abhängig von individuellen Kompensationsfähigkeiten. Sie wird bestimmt von den individuellen Lebensumständen, den sozialen und ökonomischen Ressourcen und davon, wie stark eine Identität an die Erwerbstätigkeit gebunden ist (vgl. Schafer 1995, S. 59 – 60).

In meiner kleinen Untersuchung habe ich Spätaussiedlerinnen nach ihren Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit und nach deren Empfindlichkeit befragt.

Frau T. war in Deutschland mehrmals arbeitslos und ist auch momentan erwerbslos. Sie beschreibt ihr Empfinden folgendermaßen: „...*ich fühle mich nicht nützlich. Ich fühle mich wie ein Nichtstuer(traurig).*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 246 – 250). Obwohl in der Familie von Frau T. keine Spannungen aufgrund ihrer Arbeitslosigkeit entstehen, sind die finanziellen Auswirkungen ihrer Erwerbslosigkeit deutlich: „...*teilweise auch große finanzielle Schwierigkeiten.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 254 – 257).

Auch Frau E. ist in Deutschland arbeitslos, obwohl sie eigentlich in einer Beschäftigung ist. Ein-Euro-Jobs sind keine sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungen, so ist sie

faktisch erwerbslos gemeldet. „Ja, (leise) ich war hier immer arbeitslos...“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 440). Sie beschreibt auch, wie sie sich dabei fühlt: „(schnell und leise) Na nicht so gut, sowieso muss man richtige Arbeit. Wenn du hast richtige Arbeit, du hast andere Pläne. Du hast etwas noch mehr. Wenn du sitzt zu Hause, das ist wichtig, du degradierst ... Wir suchen Arbeit, aber...“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 263 – 272, 440 – 444). Auch im Fall von Frau E. werden die finanziellen Auswirkungen ihrer Arbeitslosigkeit deutlich: „Wie kann sagen, nur Hartz IV, aber Hartz IV reicht nicht. Nur spazieren, durch den Stadt, Geschäfte gucken, du kannst nicht kaufen, aber nur gucken. Es kann vorstellen, wenn du bekommst Hartz IV, das ist zu knapp, darum wir freuen sich, wenn wir bekommen Ein-Euro-Job oder suchen Ein-Euro-Job. Wenn du arbeitest Ein-Euro-Job, du bekommst bisschen Geld zum Hartz IV.“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 459 – 464). In der Familie entstehen dadurch jedoch keine Spannungen.

Nachdem ich die Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit der Erwerbslosigkeit sowie auch die verschiedenen (materiellen, psychischen und sozialen) Auswirkungen der Erwerbslosigkeit geschildert habe, möchte ich im Folgenden auf die möglichen Ursachen eingehen, die den Spätaussiedlerinnen auf dem Weg zur beruflichen Integration bzw. zur Beschäftigungsaufnahme entgegenstehen.

8.4 Diskriminierung und Benachteiligung

8.4.1 Geschlechtsbezogene Diskriminierung

Im Kapitel 3 habe ich die Lebens- und Arbeitsmarktsituation von Spätaussiedlerinnen in ihrem Herkunftsland beschrieben. Wie ich dort dargestellt habe, konnte in der ehemaligen Sowjetunion ein mit westlichen Industrieländern unvergleichbar hoher Standard in der rechtlichen Gleichstellung der Frauen, der Partizipation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und dem Bildungsniveau erreicht werden. Die Frauen erwiesen in der ehemaligen Sowjetunion eine hohe Erwerbsbeteiligung, dies bedeutete aber für Frauen keineswegs eine Entlastung von Kinderbetreuung und Hausarbeit, sondern vielmehr eine zusätzliche Arbeitsbelastung. Das Bild der Frau war durch starke Familien- und Berufsorientierung gekennzeichnet (vgl. Bade 2003, S. 128 ff.). Doch die rechtliche Gleichstellung der Frauen bedeutete nicht, dass sie allgemein gleichgestellt wurden. Das

ist vor allem damit zu erklären, dass Frauen kaum leitende Funktionen, insbesondere im politischen Bereich, ausgeübt haben. Nach der Wende hat sich die Situation der Frauen in Russland und in den GUS-Staaten rasant geändert. Die Frauen erfuhren in dieser Zeit eine starke geschlechtsspezifische Benachteiligung im sozialen und auch kulturellen Bereich. Am Arbeitsmarkt waren die Frauen die Ersten, die entlassen wurden, die niedrigeren Lohn bekamen und die unter schlechteren Bedingungen arbeiteten (vgl. E. Gruzdeva, L. Rzhanicyna, Z. Hotkina 1992).

Auch in Deutschland sind die Frauen und besonders die Migrantinnen aufgrund ihres Geschlechts kulturellen und sozialen Diskriminierungen ausgesetzt, die mit Benachteiligungen in Familie, Bildung, Erwerbsarbeit sowie im sozialen Bereich verbunden sind (vgl. Han 2003, S. 205).

Im Folgenden möchte ich versuchen, die Diskriminierungsvorgänge gegen Frauen und Migrantinnen aufzuzeigen, weil diese insgesamt für deren soziale Unterdrückung (sozioökonomische Marginalisierung) ursächlich sind. Die geschlechtliche Diskriminierung ist aber keineswegs ein Sonderproblem von Migrantinnen. In allen Ländern und Gesellschaften, unabhängig von deren jeweiligen Entwicklungs- und Zivilisationsgrad, sind Frauen mit dem Problem geschlechtlicher Diskriminierung konfrontiert (vgl. Han 2003, S. 206).

Zuerst möchte ich kurz die Begriffe Segregation, Gender-Segregation und Gender-Diskriminierung beschreiben. Der Begriff Segregation bringt einen sozialen Prozess zum Ausdruck, in dem Menschen, in der Regel die Angehörigen von Minderheiten, aufgrund ihrer Recht- und Machtlosigkeit für die Mehrheit ein strategisches Mittel zur Verteidigung und zum Ausbau der eigenen Interessen und Privilegien darstellen (vgl. Han, 2003, S. 208).

Gender-Segregation liegt vor, wenn einzelne oder Gruppen auf der Basis der Kategorisierung nach dem Geschlecht von der Teilhabe an gesellschaftlich knappen Gütern (z.B. Bildung, Erwerbsarbeit, Beförderung, Erwerb von beruflichen Qualifikationen) ausgegrenzt werden (vgl. Han, 2003, S. 208).

Der Begriff der Diskriminierung bedeutet eine Ungleichbehandlung, die den Gleichheitsgrundsatz verletzt (vgl. Marden/Meyer, 1968 in Han, P. 2003, S. 209). Nach dem Gleichheitsgrundsatz darf niemand wegen seiner Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe oder sozialen Kategorie bevorzugt bzw. benachteiligt werden. Gender-

Diskriminierung liegt vor, wenn einzelnen oder Gruppen auf der Basis der Kategorisierung nach dem Geschlecht die Gleichbehandlung vorenthalten bleibt (vgl. Han, 2003, S. 209).

Vor dem Hintergrund dieser begrifflichen Klärungen scheint es sinnvoll zu sein, als ersten Schritt den Blick auf das Phänomen der geschlechtlichen Differenzierung zu werfen. Der biologische und anatomische Unterschied zwischen Mann und Frau ist Ausgangspunkt für die geschlechtlichen Differenzierungen, die oft zu Diskriminierung und Segregation von Frauen führen. Die biologischen Unterschiede sind qualitativer Art, nämlich die der geschlechtlichen Verschiedenheit. Ein Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der Geschlechtsbeziehungen zeigt, dass sich die Verhältnisse zwischen den biologisch verschiedenen Geschlechtern in einer sich polarisierenden und dichotomen Betrachtungsweise entwickelt haben. Die Männer haben die Frauen als „das andere Geschlecht“ ausgegrenzt und als Gegenpol zum eigenen Geschlecht gesehen. Die Konstruktion des männlichen Geschlechts ist dabei in Abgrenzung zum „anderen Geschlecht“ der Frauen erfolgt, indem sie mehr der androzentrischen Bestrebung der Männer zur Dominanz über die Frauen Rechnung getragen hat. Die beiden Geschlechter stehen sich damit nicht gleichwertig gegenüber, sondern in einer hierarchischen Über- und Unterordnung zueinander (vgl. Offenbartl, 1995, S. 164 – 165). Die Bestrebung der Männer, ihre Dominanz durch die ideologische Legitimation auf Dauer zu stabilisieren, hat zusätzlich den Prozess der kulturellen Konstruktion des sozialen Geschlechts ausgelöst und zur weiteren geschlechtlichen Differenzierung der Männer und Frauen nach ihrem sozialen Geschlecht geführt, in dem Männern typische männliche Eigenschaften (z. B. Rationalität und Aktivität) und Frauen typische weibliche Eigenschaften (z. B. Emotionalität und Passivität) zugeschrieben werden. Im Laufe der Zeit wurden durch die Überbetonung der Verschiedenheiten zwischen Mann und Frau zusätzliche Unterschiede erzeugt, die kulturell konstruiert werden. Es wird eine Hierarchie der Geschlechter (sex-gender-hierarchy) zum Vorteil des männlichen Geschlechts institutionalisiert (vgl. Reskin/Padavic, 1994 in Han, P. 2003, S. 213).

Diese hierarchisch institutionalisierten Geschlechtsbeziehungen beinhalten unter anderem die tradierten Geschlechtsrollen, die Ungleichheit der Frauen, die Arbeitsteilung nach dem biologischen und sozialen Geschlecht in Familie und

Gesellschaft und die Unterordnung der Frauen in der Machtbeziehung zwischen Mann und Frau. Betrachtet man die genannten Regelungsaspekte der Geschlechtsbeziehungen näher, so stellt man fest, dass sie insgesamt die Frauen benachteiligen. So legen die tradierten Geschlechtsrollenvorstellungen (z.B. die Vorstellung von der „dienenden Rolle“ der Frau und ihr Leben als „Dasein für andere“; hierzu siehe Elisabeth Beck-Gernsheim 1983) den Frauen bestimmte stereotype Verhaltensweisen zu ihrem Nachteil nahe. Die Gesellschaft erwartet von Frauen, diese Verhaltensweisen zu erlernen und zu internalisieren. Die Sozialisation dieser Verhaltensmuster zielt auf die Konservierung und Reproduktion derselben und weniger auf deren Veränderung ab. Die Verweisung der Frau in den reproduktiven Bereich der Familie, als Ergebnis der geschlechtlichen Arbeitsteilung, bedeutet, dass der Zugang zum produktiv-öffentlichen Bereich außerhalb der Familie für sie entscheidend eingeschränkt wird. Dadurch werden Frauen auch ökonomischem Nachteil ausgesetzt. Die weitgehend patriarchalisch geregelten Geschlechtsbeziehungen dienen nach wie vor der Festigung der unterdrückten und untergeordneten Stellung der Frauen in Familie und Gesellschaft (vgl. Beck-Gernsheim 1983, S. 307 – 340).

Als Fazit aus diesen Geschlechtsbeziehungen resultiert die geschlechtliche Ungleichheit, die maßgeblich für die soziale Unterdrückung der Frauen, insbesondere der Migrantinnen, verantwortlich ist. Die Frauen benachteiligenden geschlechtlichen Ungleichheiten werden im Folgenden unter dem Aspekt des biologischen und des sozialen Geschlechts beschrieben.

Wie ich schon erwähnt habe, umfasst die Ungleichheit aufgrund des Geschlechts vier Aspekte, die Frauen benachteiligen.

Erstens führt die Gesellschaft eine Arbeitsteilung auf der Grundlage des biologischen Geschlechts ein, so dass die Tätigkeiten von Männern und Frauen voneinander unterschieden werden. Die Frauen erfahren dabei eine geschlechtliche Segregation, die für sie deswegen einer Ungleichheit gleichkommt, weil Arbeiten mit guter Vergütung und großer Machtausstattung den Männern vorbehalten bleiben. Die Frauen müssen sich mit solchen Arbeiten begnügen, die unter anderem mit niedrigerer Entlohnung und geringerem sozialen Ansehen ausgestattet sind. Zweitens arbeiten die Frauen mehrheitlich in der unteren Statushierarchie beruflicher Organisationen, in der sie kaum mit beruflichem Aufstieg rechnen können. Drittens sind sie weitgehend in den

beruflichen Positionen vertreten, die ohne Kontrollmacht über Personal und Finanzen ausgestattet sind. Viertens verdienen die Frauen selbst dann durchschnittlich weniger als Männer, wenn sie über gleiche berufliche Ausbildung und Qualifikation verfügen (vgl. Han, 2003, S. 213).

Weitere Ungleichheiten, denen die Frauen aufgrund ihres sozialen Geschlechts ausgesetzt werden, sind im wirtschaftlichen Bereich zu finden. Frauen haben nicht die gleichen Zugangsmöglichkeiten zur Wirtschaft. Die erste Benachteiligung ergibt sich unmittelbar aus der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die weitgehend die Frauen in die reproduktive Sphäre der Familie verweist. Die Frauen sind überwiegend teilzeitbeschäftigt, so dass von der Feminisierung der Teilzeitarbeit gesprochen wird (vgl. Han, 2003, S. 214). Die Frauen sind somit die billigen und flexibel disponierbaren Arbeitskräfte. Sie konzentrieren sich im relativ schmalen Sektor der sog. Frauenberufe, die durch geringen Verdienst und fehlende Aufstiegsmöglichkeiten gekennzeichnet sind. Sie haben dabei die Doppelbelastung der häuslichen und beruflichen Arbeit zu tragen (vgl. Han, 2003, S. 215).

Die Frauen werden weiterhin durch die ungleiche Behandlung beim Zugang zur beruflichen Ausbildung benachteiligt. Es besteht kein Zweifel darüber, dass die schulische und berufliche Ausbildung für Frauen der effektivste Weg zur Erreichung der geschlechtlichen Gleichheit ist. In einer Zeit rasanter technologischer Innovationen, schneller Veränderungen und zunehmender Verkürzungen der Produktionszyklen ist kontinuierliche berufsbegleitende und betriebsbezogene berufliche Fortbildung wichtig. Der Grund dafür ist, dass man nur durch Fortbildung mit den steigenden beruflichen Anforderungen Schritt halten kann, die unmittelbar aus den konkreten Veränderungen am Arbeitsplatz resultieren. Arbeitsplätze, die bisher mit Arbeitskräften geringer Qualifikationen besetzt waren, werden kontinuierlich abgebaut und durch diejenigen ersetzt, die immer neuere und höhere Qualifikationen voraussetzen. Die technischen Innovationen am Arbeitsplatz bringen automatisch steigende Qualifikationsanforderungen mit sich (vgl. ILO 1998, S. 143 – 153). Trotz dieser allgemeinen und aktuellen Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt ist der Zugang von Frauen zur berufsbegleitenden und betriebsbezogenen beruflichen Fort- und Weiterbildung nach wie vor durch die geschlechtliche Segregation und Diskriminierung gekennzeichnet (vgl. Han, 2003, S. 216).

Die berufliche Segregation auf der Basis des Geschlechts ist in Deutschland stark ausgeprägt. Im dualen System der beruflichen Ausbildung beobachtet man, dass die Vergabe der Lehrstellen zum größeren Nachteil des weiblichen Geschlechts erfolgt, so dass junge Frauen wesentlich größere Schwierigkeiten haben, gewünschte Lehrstellen zu finden. Dazu kommt die nach dem Geschlecht getrennte berufliche Ausbildung, die wiederum die Frauen benachteiligt. Die männlichen Auszubildenden erhalten ihre Berufsausbildung in den sog. „Männerberufen“ weitgehend betriebsintern, während die weiblichen Lehrlinge ihre Berufsausbildung in den sog. „Frauenberufen“ überwiegend außerhalb des Betriebes erhalten (vgl. ILO 1998, S. 150 – 154).

Frauen unterliegen damit sowohl der geschlechtlichen Ungleichheit im Beruf als auch der beruflichen Segregation nach dem Geschlecht. Unter der geschlechtlichen Ungleichheit im Beruf ist die Ungleichheit zwischen Mann und Frau beim Zugang zu Ressourcen zu verstehen, die unmittelbar mit dem Beruf in Verbindung stehen. Diese sind: Entlohnung, soziale Vergünstigungen nicht geldlicher Art und schließlich der Berufsstatus, der sich auch auf andere Bereiche des beruflichen und sozialen Lebens positiv oder negativ auswirkt. Frauen haben im Vergleich zu Männern relativ begrenzte berufliche Aufstiegschancen. Unter der beruflichen Segregation nach dem Geschlecht versteht man dagegen die Tatsache, dass Gruppen von Menschen in unterschiedlichen beruflichen Sektoren verteilt sind und die beruflichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern systematisch entweder Männern oder Frauen benachteiligen. Die berufliche Segregation nach dem Geschlecht führt damit in ihrer logischen Konsequenz letztlich zur geschlechtlichen Ungleichheit im Beruf (vgl. Han, 2003, S. 218).

8.4.2 Diskriminierungs- und Benachteiligungserfahrungen

Im Folgenden möchte ich auf die Diskriminierungs- bzw. Benachteiligungserfahrungen der Spätaussiedlerinnen eingehen. Unter dem Verständnis von nationaler Zugehörigkeit erlangen Aussiedler/-innen einen gegenüber anderen Einwanderungsgruppen deutlich privilegierten Status, der sie allerdings nicht vor Alltagsdiskriminierung schützt (vgl. Vogelgesang 2008).

Die Anerkennung, gewürdigt als Lob, Billigung und Bestätigung, wie auch die Ablehnung, empfunden als Zurückweisung, Ausschlagung und Nichtannahme, haben

sowohl auf das Individuum als auch auf Gruppen der Gesellschaft entweder einen deutlich stimulierenden oder aber hemmenden Einfluss und beeinträchtigen das Befinden bzw. die Entwicklung von Persönlichkeiten und die Integration der Spätaussiedler/-innen. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass das individuelle und gesellschaftliche Anerkanntwerden für die Spätaussiedler/-innen einen entscheidenden Einfluss auf den Verlauf der sozialen Integration hat.

Es scheint mir an der Stelle sinnvoll, den Begriff der Diskriminierung unter einem anderen Aspekt zu beschreiben und zu zeigen, was die Diskriminierung für einen Menschen bedeutet.

Diskriminierung setzt bereits bei der Zuordnung von Menschen zu unterschiedlichen Kategorien ein. Die Zuweisung einer Person in eine Kategorie, die stets mit bestimmten Attributen verbunden ist, beschränkt ihre Freiheit, sich selbst zu definieren (vgl. Flam 2007, S. 9).

Besonders die negative Diskriminierung impliziert eine benachteiligende Behandlung von Personen aufgrund von Wesenseigenheiten, die der diskriminierten Person von der diskriminierenden zugesprochen werden. Diskriminierung beinhaltet, den anderen als einen Vertreter eines gering geschätzten bzw. gehassten Kollektives zu betrachten, als gleichwertigen Menschen abzulehnen, ihm negative Eigenschaften zuzuschreiben und mit dieser Begründung den Anderen beim Zugang zu Ressourcen – wie Rechte, Positionen oder Lebenschancen – zu benachteiligen oder den Zutritt zu diesen Ressourcen ganz zu versperren.

Diskriminiert wird aufgrund einer Vielzahl „sozial konstruierter“ Motive, die sich aus z.B. Aussehensdetails, Hautfarbe, Religion, „Rasse“, Nation, sozialer Herkunft, Geschlecht, Behinderung, sexueller Präferenz usw. speisen. In meiner Diplomarbeit liegt das Hauptaugenmerk auf der Diskriminierung, die sich auf die negative Behandlung von Personen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität bezieht (vgl. ebd. 2007, S. 9).

In der Studie von P. Sarazin, der die Identität der deutschstämmigen Russlanddeutschen untersuchte, kann man folgendes lesen: *„...und die Älteren – haben bis heute noch Angst offen zu sagen, dass sie Deutsche sind. Ja, es ist natürlich Nachfolge des Krieges/ also dort (im Herkunftsland; Herv. d. V.S.), alle Deutschen waren einfach Faschisten. So nannte man uns. Wer hat das denn gesagt? Alle andere oder bestimmte*

Minderheiten, die da gelebt haben? *Na ja, für die meisten, für die meisten waren wir/ waren wir/ also – die Faschisten dort.*“ Dieser Abschnitt ist eine Einzelaussage, die darauf hinweist, dass die Russlanddeutschen in der ehemaligen Sowjetunion als „Faschisten“ beschimpft wurden; andere Befragte dieser Studie beschreiben dieselben oder ähnliche Probleme (vgl. Sarazin 2005, S. 46 – 47).

Das Leben in der Sowjetunion war für die deutsche Minderheit schwer, weil sie ihre Muttersprache in der Öffentlichkeit nicht mehr sprechen konnten, weil sie sich um gewisse Stellen nicht bewerben durften und weil sie nicht an allen Orten in der Sowjetunion wohnen dürfen oder bestimmte Arbeitsplätze für Deutschstämmige verboten waren. Die Russlanddeutschen wurden in der ehemaligen Sowjetunion diskriminiert und haben darunter gelitten, weil sie als Angehörige der deutschen Nation für den Zweiten Weltkrieg von anderen verantwortlich gemacht wurden (vgl. Sarazin, 2005, S.41 – 42).

Was fühlen und hören die Spätaussiedler/-innen, wenn sie nach Deutschland rückwandern, um „Deutsche unter Deutschen zu sein“? Das Problem liegt darin: Sie werden in den GUS-Staaten nicht als Russen oder Kasachen akzeptiert und fühlen sich sowieso nicht als Russen, und wenn sie nach Deutschland umziehen würden, würden sie als Russen gelten. Warum passiert so was? Die Heimkehr ist für manche Spätaussiedler/-innen schmerzhaft, weil die Einheimischen oft sehr reserviert sind und die Spätaussiedler/-innen nicht akzeptieren. Hier in Deutschland leiden die Spätaussiedler/-innen unter Feindseligkeit, die im Wesentlichen eine Art Ausländerfeindlichkeit ist, weil viele Deutsche sie für „Russen“ und sowieso nicht für Deutsche halten.

Spätaussiedler/-innen werden in Deutschland mit verschiedenen Vorurteilen konfrontiert. Es wird oft behauptet, dass Spätaussiedler/-innen soviel Geld bei ihrer Eingliederung bekämen, dass sie „sofort ein Haus bauen“ und „ein Mercedes kaufen könnten“. Arbeitsplätze sind auch ein Grund zur Sorge, weil viele glauben, dass die Spätaussiedler/-innen den Deutschen ihre Arbeitsplätze wegnehmen. Ein Teil der einheimischen Bevölkerung hat Vorbehalte gegenüber Spätaussiedlern, denn manche Bundesbürger haben Schwierigkeiten, die Spätaussiedler/-innen als „Deutsche“ zu akzeptieren, vor allem wegen ihrer Sprachprobleme.

Sie werden also als „Russen“ bezeichnet oder beschimpft, das heißt, dass die Vorurteile gegen Flüchtlinge und andere Ausländer auch Spätaussiedler/-innen betreffen. Meinungen wie: „Aussiedler nehmen uns unsere Arbeitsplätze weg“ und „unser Land kann die vielen Menschen nicht verkraften“, resultieren aus Unkenntnis und wirtschaftlichen Problemen, wie der hohen Zahl der Arbeitslosen (vgl. JMD Schwerin, S. 1).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass aufgrund solcher oder ähnlicher Aussagen die Spätaussiedler/-innen, die heute in Deutschland leben, zu Opfern der Fremdenfeindlichkeit geworden sind, obwohl sie der gleichen Nation angehören.

Zum Thema Diskriminierung habe ich auch aus meiner Befragung einige Ergebnisse. Die Zielstellung der Befragung zum Thema Benachteiligung bzw. Diskriminierung war, persönliche Erfahrungen und Meinungen meinen Interviewpartnerinnen (Spätaussiedlerinnen) zu dem Phänomen der Diskriminierung zu beschreiben. Mich interessierte vor allem, ob und wie Diskriminierung von meinen Interviewpartnerinnen erlebt wurde bzw. immer noch erlebt wird.

Im Laufe dieser Befragung konnte ich feststellen, dass meine beiden Interviewpartnerinnen einige Erfahrungen mit Benachteiligung oder auch Diskriminierung gemacht haben. Beide Frauen gaben indirekt an, dass sie von vielen Einheimischen als „Russen“ bzw. „Ausländer“ tituiert werden.

Frau T: „...*nein...ich weis nicht...ich erinnere nicht. Aber wir sind hier nicht Deutsche, wir sind Russen...viele denken wir sind Ausländer.*“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 209 – 213).

Frau E: „...*schwer zu sagen. Man hört oft wir sind Russen und viele Deutsche sagen, wir trinken viel Wodka. Aber nein, ich habe gute deutsche Bekannte, wir quatschen, sie erzählen viel.*“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 415 – 417).

Aus diesen Befragungsergebnissen kann man deuten, dass beide Frauen bereits mit einigen Vorurteilen in Deutschland konfrontiert wurden bzw. diskriminierende Erfahrungen andere Aussiedlerinnen vermittelt bekommen haben. Sie leben in dem Widerspruch einer politisch-rechtlichen Gleichstellung als „Deutsche“ und der sozialen Diskriminierung, obwohl sie sich hier wohl fühlen und gute Bekannte unter Einheimischen haben.

An dieser Stelle möchte ich noch kurz auf die Benachteiligung der Gruppe von Spätaussiedlerinnen auf dem deutschen Arbeitsmarkt näher eingehen. Wie ich im Punkt 8.4.1 erläutert habe, sind die Frauen allgemein sowie auch Spätaussiedlerinnen und andere Migrantinnen den geschlechtsspezifischen kulturellen und sozialen Diskriminierungen ausgesetzt. Doch Spätaussiedler/-innen erfahren in Deutschland noch zusätzliche Benachteiligungen, die die einheimischen Frauen nicht erleben. Ein Problem bei der Neuorientierung der Spätaussiedler/-innen auf dem Arbeitsmarkt ist unter anderem die altersmäßige Benachteiligung am Arbeitsmarkt (Schafer 1995, S. 119 – 120, Ergebnisse einer Sekundäranalyse). In den Herkunftsländern war, aufgrund eines tendenziellen Arbeitskräftemangels, das „Alter“ keine Ausgrenzungskategorie. Hier nun wird diese neue Erfahrung einer Benachteiligung aufgrund des Alters fast schon überbewertet. Diese Frauen, die häufig das „Alter“ in Bezug auf die Arbeitssuche problematisieren, sind ohne eine anerkannte Berufsausbildung, in diesem Sinne handelt es sich um Berufsanfängerinnen. Insofern wird die Einstellung zum eigenen Alter verständlich.

Auch die Ergebnisse meiner Untersuchung haben gezeigt, dass das „Alter“ für eine meiner beiden Interviewpartnerinnen bei der Arbeitsmarktintegration eine große Rolle spielt. So auf meine Frage: ***“Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe Ihrer Erwerbslosigkeit?”***, antwortete Frau T.: *„...Ich denke schwere Arbeitsmarktsituation in Deutschland und mein Alter.“* (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 239 – 242).

Laut Studienergebnissen der Sekundäranalyse von Schafer (1995, S. 120) fühlen sich nicht wenige auf dem Arbeitsmarkt als Spätaussiedler/-innen stigmatisiert. Auch meine Interviewpartnerin Frau E. hat im Interview erwähnt: *„...aber wenn du kommst mit Bewerbung, zuerst nehmen sie richtigen Deutschen und dann du. ...“* (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 469 – 472).

In einer weiteren Studie über die berufliche Integration von Aussiedlerinnen in Deutschland kommen Quack/Papafaroufali/Thanapolou (1993) zu den Ergebnissen, dass die Aussiedlerinnen die Unmöglichkeit, einen Arbeitsplatz zu finden, in ihren sprachlichen Problemen sowie in einer unfreundlichen Behandlung durch Institutionen und Behörden sehen (vgl. Westphal 2003, S. 139). Weiter zeigte sich, dass Aussiedlerinnen häufig nur unzureichende Informationen über die Funktionsweisen des Arbeitsmarktes und der Weiterbildungssituationen haben, sodass sie meist keine

systematische berufliche Bildungsstrategie verfolgen können (vgl. Westphal 2003, S. 140).

Frau E. hat im Interview auch einiges zum Thema „unfreundliche Behandlung durch Institutionen und Behörden“ geäußert, und zwar, dass sie von einem Mitarbeiter der ARGE anders behandelt wurde als die Einheimischen, zumindest hat sie es so empfunden: „...ARGE Mittweida, Herr K..., wie viel haben wir bei ihm gefragt, klappt nicht 3 Jahre. Er wollte vielleicht nicht, dass wir Arbeit bekommen. Viele bekommen Arbeit und wir nicht. .. Und dann jetzt bei uns ist andere Beraterin und dann klappt es, du muss nur sagen was du willst. ...“ (vgl. Interview Nr. 2, Zeilen 501 – 507).

Im Interview von Frau T. wurde von ihr einiges zum Thema „unzureichende Informationen seitens der Behörden“ indirekt angesprochen. In dem Wunsch von Frau T.: „Ich wünsche...ausführliche Beratung bei Arbeitsuche...Ausführliche Beratung über Förderungsmöglichkeiten bei Aufnahme einer Selbstständigkeit,...na ja, auch aktuelle Gesetze für Allgemein.“ (vgl. Interview Nr. 1, Zeilen 295 – 300) wurde meiner Meinung nach deutlich, dass sie seitens den Behörden unzureichend beraten wird.

8.5 Lebensbewältigung und Bewältigungsstrategien bei der Erwerbslosigkeit

Im Folgenden möchte ich auf das Thema „Lebensbewältigung“ und auf einige Bewältigungsstrategien von Spätaussiedlerinnen bei der Erwerbslosigkeit eingehen.

Aussiedler/-innen erleben, wenn sie in Deutschland angekommen sind, für sich und ihr Leben ein Gefühl der Machtlosigkeit und des Kontrollverlustes in allen Lebensbereichen. Die notwendige Anpassung an die neue Umwelt, der Verlust vertrauter sozialer und kultureller Bezüge, vor allem aber die Hilflosigkeit gegenüber den Behörden einhergehend mit der Nichtvorhersehbarkeit der persönlichen Zukunft lassen das Gefühl der Hilflosigkeit stark werden. Daraus resultieren Zukunftsangst, Stress, Depressionen und vermindertes Selbstwertgefühl. Die Aussiedler/-innen setzen dagegen Verhaltensweisen ein, die versprechen, das eigene Leben wieder unter Kontrolle zu bringen. Gemeint sind damit Erfahrungen, Kulturtechniken und Problemlösungsstrategien, die sie im Herkunftsland entwickelt und erworben haben. Viele hiervon sind jedoch bei einem derart krassen Wechsel zwischen den

Lebenswelten nicht mehr brauchbar. Anstatt ihrer müssen sie neue Bewältigungsstrategien und Konzepte lernen und anwenden.

Bei der Bewältigung des Alltags sowie der Erwerbslosigkeit der Aussiedlerinnen in Deutschland spielt die soziale Funktion der Familie eine große Rolle. Mit Hilfe des familialen Netzes können Aussiedler/-innen die anfänglichen Schwierigkeiten in Deutschland besser bewältigen. Ihre Familie bietet ihnen den emotionalen Rückhalt, um die psychischen Belastungen, die sich im Allgemeinen auf die Migration beziehen, aber auch im speziellen auf die Arbeitslosensituation, zu kompensieren.

Bei vielen Aussiedlerinnen setzt sich ihr Bekanntenkreis aus Aussiedler(inne)n gleicher Herkunft zusammen und ist neben der Familie eine hilfreiche Unterstützung bei der Bewältigung des Alltags in Deutschland. Aussiedler/-innen fühlen sich in ihrer ethnischen Gruppen sicher: Sie haben einen ähnlichen Sozialisationshintergrund, unterliegen dem gleichen Werte- und Normensystem und teilen eine gemeinsame Sprache und Kultur. Doch in Krisensituationen, wie auch der Arbeitslosigkeit, ist die Familie bei fast allen Befragten das „soziale Auffangbecken“ (vgl. Schafer 1995, S. 139 – 140).

Aussiedler/-innen bleiben aber auch nach ihrem Abschied von ihrer Heimat weiterhin mit dieser verbunden, weil es dort meist noch viele Familienangehörige und auch Freunde gibt. Die Heimat bietet sich ihnen außerdem zugleich als eine Rückzugsmöglichkeit an, auf die sie jederzeit zurückgreifen können (vgl. Gontovos 2000, S. 117).

Eine weitere wichtige persönliche Ressource bei der Lebensbewältigung hat damit zu tun, welchen Stellenwert die Arbeit im Leben einnimmt. In der von Westphal vorgestellten Untersuchung zu den Integrationsstrategien der Aussiedlerinnen nimmt die berufliche Eingliederung einen wichtigen Platz ein. Sie verbessere durch den Kollegenkontakt die Sprachkompetenz und ermögliche eine Orientierung im Alltag. Berufliche Arbeit verkörpert das Erleben von Kompetenz, Selbständigkeit, Unabhängigkeit, eigener Wichtigkeit, das Gefühl etwas darzustellen und das Erfahren sozialer Eingebundenheit. Die möglichen Bewältigungsstrategien bei der Arbeitslosigkeit können darin bestehen, dass man nach einem Arbeitsplatz sucht (Bewerbungsschreiben, Stellenangebote verfolgen), dass man auf Jobangebote wartet und dass man sich umschult bzw. weiterbildet (vgl. Bergmann 1993, S. 21 ff.).

Andere Strategien bevorzugen den Kontakt mit der Nachbarschaft, Aktivitäten in der Freizeit und ehrenamtliche Tätigkeiten (vgl. Westphal 1997, S. 156 – 160).

Auch Silbereisen/Schmitt-Rodermund stellen in ihren Untersuchungsergebnissen zum Prozess der Akkulturation von Aussiedlern fest, dass Kontakte zu einheimischen Deutschen eine wichtige Form sozialer Unterstützung für Aussiedler/-innen darstellen. Gerade Kontakte zu einheimischen Deutschen schaffen die für eine Integration notwendigen sozialen Voraussetzungen. Nur dadurch kann man die in vielem unverstandene Kultur des modernen Deutschlands und auch deren spezifische Gepflogenheiten, Umgangsweisen und Techniken kennenlernen. Die Pflege von Beziehungen zu Einheimischen stellt nicht nur ein Ziel der Integration dar, sondern wirkt auch als eine wichtige Ressource in dem gesamten Integrationsprozess (vgl. Silbereisen/Schmitt-Rodermund 1999, S. 145 – 146).

Neben solchen sozialen und persönlichen Ressourcen sollen auch persönliche Eigenschaften hilfreiche oder behindernde Effekte bei der Bewältigung von Arbeitslosigkeit haben. Die erste Eigenschaft, an die dabei zu denken ist, ist der Optimismus. Optimismus ist einerseits ein Maß für konkrete Zukunftserwartungen, andererseits aber auch eines, das eine Strategie ausdrückt, Schwierigkeit zu bewältigen. Menschen, die in der Lage sind, auch in den schwierigsten Situationen den Glauben daran zu behalten, dass es sicher bald besser wird, sei es nun realistisch oder nicht, werden weniger von der Lage belastet sein, in der sie sich befinden, und entsprechend weniger Gefühle von Depression und Hoffnungslosigkeit entwickeln. Dies dürfte auch für arbeitslose Aussiedler/-innen gelten. Auch Religiosität spielt eine gewisse Rolle bei der Bewältigung der Arbeitslosigkeit. Silbereisen und Schmitt-Rodermund konnten in ihren Untersuchungen feststellen, dass eine geringere Religiosität bei Aussiedler(inne)n Arbeitslosigkeit leichter verkraften lässt. Aussiedler/-innen, die sich eng mit ihrem Glauben verbunden sehen, dürften stärker unter einer depressiven Stimmung aufgrund ihrer Arbeitslosigkeit leiden (vgl. Silbereisen/Schmitt-Rodermund 1999, S. 281 – 282).

Frauen mittleren Alters gehen sehr unterschiedlich mit ihrer Arbeitslosigkeit um. Dies hängt davon ab, wie sie ihre Entwertung verarbeiten können und wie diese Entwertung anerkannt und ernst genommen wird. Hier ist auch der entscheidende Punkt beim Angebot sozialarbeiterischer Hilfe für arbeitslose Frauen. Sozialarbeiter/-innen stoßen immer wieder auf zwei Bewältigungstypen: Zum einen auf depressive

Bewältigungsformen; die Frauen nehmen vermehrt Antidepressiva und zeigen auch eine höhere Sensibilität für Krankheiten. Auf der anderen Seite gibt es wiederum Frauen, welche die Arbeitslosigkeit zu nutzen versuchen, um sich umzuorientieren und über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in alternative Arbeits- und Lebensformen zu kommen. Dem steht oft die inferiore Qualität der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen entgegen (vgl. Böhnisch/Funk 2002, 281).

In der Migrationsgesellschaft bieten sich Möglichkeiten für Frauen, die sich ihnen stellenden Herausforderungen auf neue Weise zu bewältigen und das eigene Rollenverständnis zu erweitern. Wichtige Orte bieten dazu z.B. ethnische Selbsthilfeorganisationen. Hier sind die Frauen von den Ausgrenzungsmechanismen der Einwanderungsgesellschaft geschützt und können neue Strategien der Lebensbewältigung unter Migrationsbedingungen entwickeln (vgl. Gemende/Munsch/Weber-Unger-Rotino 2007, S. 31).

So entwickeln Menschen mit Migrationshintergrund bei der Bewältigung von schwierigen Lebenslagen und Situationen kulturelle Neuproduktionen, verändern die Geschlechterverhältnisse und das Rollenverständnis und steigen sozial auf – auch wider die Mechanismen von Diskriminierung. Aber bei der Bewältigung von Ausgrenzungs- und Zuschreibungsprozessen kann es – unter bestimmten gesellschaftlichen und sozialen Kontextbedingungen – auch zu Reethnisierung (z.B. den verstärkten Rückgriff auf kulturelle Muster der Herkunftskultur unter den Bedingungen der Migration), Traditionalisierung (z.B. des Geschlechterverhältnisses sowie von Männlichkeit und Weiblichkeit) und Gewalt kommen (vgl. Gemende/Munsch/Weber-Unger-Rotino 2007, S. 33).

9. Soziale Arbeit mit Spätaussiedler(inne)n

9.1 Zugänge und sozialpädagogische Ansätze zur besseren Integration der Spätaussiedlerinnen in den deutschen Arbeitsmarkt sowie in der allgemeinen Arbeit mit Spätaussiedlerinnen

Zuwanderer in Deutschland stehen – unabhängig vom jeweiligen Herkunftsland und zuerkannten Status – vor der Aufgabe, sich in einer veränderten, zunächst fremden

Lebensumwelt zu orientieren und zurechtzufinden. Die Grundfragen und Probleme, die sich im Zuge der Migration und im weiteren Verlauf des Eingliederungsprozesses stellen, ähneln sich, egal ob eine Familie aus dem nahen Osten, aus Südostasien, aus einem afrikanischen Land oder aus einem Staat der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kommt. „Werde ich, wird meine Familie hier ein besseres Leben haben? Welche Zukunft werden wir in diesem Land haben?“

Es ist vor allem der integrationsfördernde Rechtsstatus, der Aussiedler/-innen von anderen Einwanderergruppen unterscheidet. Der Rechtsstatus bestimmt zu einem nicht unerheblichen Teil, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Chancen die einzelnen Zuwanderergruppen ihre Lebenssituation im Aufnahmeland gestalten und bewältigen können.

Abgesehen von Fragen im Zusammenhang mit dem Aufenthaltsstatus hat Sozialarbeit mit Aussiedler(inne)n viele Gemeinsamkeiten mit der sozialen Beratung von Migranten aus anderen Herkunftsländern. Viele der Erfahrungen aus der Arbeit mit bereits länger in Deutschland lebenden Zuwanderergruppen lassen sich nutzbringend auf die Arbeit mit Aussiedler(inne)n übertragen (vgl. Schubert 2000, S. 30).

Soziale Arbeit mit Aussiedler(inne)n verlangt von einheimischen Fachkräften die Fähigkeit zum interkulturellen Dialog. Interkultureller Dialog bedeutet die Fähigkeit zum Brückenschlag zwischen verschiedenen Wert- und Normensystemen mit jeweils eigenen Erwartungshaltungen und Handlungsmustern. Interkultureller Dialog, das setzt voraus, den anderen nicht nur in seiner persönlichen, sondern auch in seiner kulturellen Andersartigkeit wahrzunehmen und auch anerkennen zu können. Hierzu ist es notwendig, von den eigenen soziokulturellen Wertvorstellungen abstrahieren zu können. Die Fähigkeit zum interkulturellen Dialog erfordert vom einheimischen Berater Grundkenntnisse über die Herkunftskultur der Zuwanderer, die Reflexion der bestimmenden Normen, Werte und Lebensregeln der eigenen Gesellschaft sowie eine Auseinandersetzung mit den persönlichen Wertvorstellungen und ihrer kulturellen Hintergründe (vgl. Schubert 2000, S. 32).

Diese Fähigkeit wird auch als „interkulturelle Kompetenz“ bezeichnet. Hinz-Rommel (1994, S. 56) versteht unter dieser Kompetenz die „notwendigen persönlichen Voraussetzungen für angemessene, erfolgreiche oder gelingende Kommunikation in einer fremdkulturellen Umgebung, mit Angehörigen anderer Kulturen“. Zur

Konkretisierung nennt er Fähigkeiten wie Interaktionsfreudigkeit, Selbstsicherheit, eigenkulturelle Bewusstheit, Stresstoleranz, die Fähigkeit, Widersprüchlichkeiten zu ertragen, Empathie, Sprachkenntnisse. Das Kritische am Aufzählen dieser Fähigkeiten ist, dass es oft die strukturelle Seite interkultureller Handlungskompetenz ungenügend oder gar nicht reflektiert. Denn die Verwirklichung solcher Kompetenzen ist weder vom institutionellen noch vom gesellschaftspolitischen Rahmen noch vom Auftraggeber (von der Auftraggeberin) unabhängig (vgl. Mecheril, 2010, S. 78).

Eine andere Definition des Begriffes lautet, so Matthias Lange und Nils Pagels, „der Begriff der ‚interkulturellen Kompetenz‘ bezeichnet die Fähigkeit, in ‚ethnisierten Situationen des Alltagslebens‘ die kulturellen Zuschreibungen und Festlegungen aktiv und effektiv aufzulösen und sie in Situationen des offenen und gleichberechtigten ‚Konfliktmanagements‘ durch die Akteure selbst umzumünzen“ (Lange/Pagels 2000, S. 240 in Mecheril 2010). Hier wird der Prozess der kulturellen Zuschreibungen als ein aktives und zu veränderndes Handeln in den Blick genommen (vgl. Mecheril 2010, S. 93).

Wer sind nun aber die Professionellen, an die gedacht wird, wenn der Erwerb „interkultureller Kompetenz“ zum Thema wird? Unter diesen Professionellen werden Personen verstanden, die Repräsentanten/-innen der kulturellen Mehrheit sind und es mit Klienten/-innen zu tun haben, die kulturellen Minderheiten angehören (vgl. Mecheril 2010, S. 80).

Die Kritik, dass die meisten Ansätze zu „interkultureller Kompetenz“ auf die Handlungsfähigkeit von einzelnen Personen bezogen sind, ohne die strukturellen Bedingungen des jeweiligen Handlungsfeldes und die Machtasymmetrien zwischen den pädagogisch Handelnden und ihren Adressaten genügend zu berücksichtigen, wurde in der Debatte um „interkulturelle Öffnung“ kritisch aufgegriffen (etwa Eppenstein/Kiesel 2008, S. 50 ff. in Mecheril 2010). Sie ist entstanden im Kontext der psychosozialen Beratung und bezog sich auf die Öffnung von freien und öffentlichen Trägern für Belange und Bedürfnisse von Migrant(inn)en. Was Ansätze zur „interkulturellen Öffnung“ letztlich leisten, ist die kritische Thematisierung des institutionellen und des organisatorischen Rahmens pädagogischen Handelns in der Migrationsgesellschaft.

„Interkulturelle Öffnung“ meint die Umgestaltung von Organisationen und Diensten, sodass ihre Funktionsweise und ihre Angebote auf die Realität einer

Migrationsgesellschaft ausgerichtet sind und es Migrant(inn)en grundsätzlich möglich gemacht wird, Dienstleistungsangebote wahrzunehmen. „Interkulturelle Öffnung“ beschreibt einen Prozess der Organisationsentwicklung, der die Zugangsbarrieren für Zuwanderer/-innen zu Bildung, Kultur und sozialen Diensten beseitigt (Fischer 2006, S. 21).

„Interkulturelle Öffnung“ stellt eine Leitungsaufgabe, eine Teamentscheidung, einen Teil der Personalentwicklung, Kundenorientierung sowie einen Teil des Qualitätsmanagements dar (Fischer 2006, S. 21 ff.).

Prozesse „interkultureller Öffnung“ sind jedenfalls keine Garantie dafür, dass Adressat(inn)en der pädagogischen Arbeit nicht aufgrund kultureller oder ethnischer Zuschreibungen kategorisiert oder dass soziale Verhältnisse nicht kulturalisiert werden. Dabei muss man es für entscheidend halten, die soziokulturelle Prägung der Aussiedlerfamilien als eigenständig und als verschieden von der bundesdeutschen Sozialisation anzuerkennen und zu akzeptieren. Ebenso wie in der Arbeit mit anderen Zuwanderergruppen spiegelt sich in der Begegnung zwischen Aussiedlern und einheimischen Fachkräften das Aufeinandertreffen nicht nur verschiedener Individuen, sondern zugleich auch unterschiedlicher soziokultureller Prägungen wider. Diese Art der Begegnung setzt auf Seiten der Fachkraft neben Fachkompetenz immer auch die Fähigkeit voraus, über kulturelle Grenzen hinweg miteinander in Beziehung zu treten. Diese Dimension unterscheidet die Arbeit mit Aussiedlern grundsätzlich von jeder sozialen Arbeit mit Gruppen einheimischer Bevölkerung. Die Anpassungsleistung des methodischen Repertoires an die Erfordernisse der Migrantengruppe muss bislang von den in der Aussiedlerarbeit tätigen Sozialpädagogen aus der alltäglichen Praxis heraus sowie im kollegialen Austausch individuell erbracht werden. Langfristig ist es notwendig, dass berufsbegleitende Fortbildungen zur Zusatzqualifikation in interkultureller Beratung geschaffen werden, die allen Mitarbeitern in der Migrationssozialarbeit, aber auch in anderen sozialen Bereichen offensteht. Gemeinsame Teambesprechungen und Fortbildungen sollen dazu dienen, den Blick für das Verbindende, aber auch für zielgruppenspezifische Besonderheiten zu schärfen.

Die unreflektierte Anwendung und Übertragung von Beratungskonzepten und Kommunikationsweisen aus der Arbeit mit Einheimischen kann im Kontakt mit Migrant*innen schnell zu Missverständnissen und Verwirrung führen. Auf Klientenseite

entsteht dann leicht das Gefühl, nicht verstanden zu werden, nicht ernst genommen zu werden, die gewünschte Hilfe nicht zu bekommen, auf Seiten des Beraters kommt es möglicherweise zur Unterstellung mangelnder Kooperation, fehlender Änderungsmotivation oder verworrener Absichten bzw. zu Hilflosigkeitsgefühlen oder Desinteresse. Konsequenterweise führt dies dann zu gegenseitiger Ablehnung, Interesseverlust und Abbruch der Beziehung. Es scheint so selten nicht zu sein, dass dieses Ergebnis einer missglückten interkulturellen Kommunikation in sozialen Beratungseinrichtungen der Regelversorgung entsteht, wenn Migranten dort um Hilfe nachsuchen.

Es ist nichts Neues, dass Zuwanderer verglichen mit der einheimischen Bevölkerung aufgrund sozialer Handikaps sowie stärkerer psychosozialer Belastungen ein erhöhtes Risiko für gesundheitliche Probleme, für psychosoziale Störungen und für soziale Fehlentwicklungen aufweisen. Trotzdem sind Migranten als Ratsuchende in Beratungsstellen und sozialen Einrichtungen der Regelversorgung eher unterrepräsentiert. Soziale Beratungsstellen und Dienste werden von Migranten selten bzw. erst bei hoher Problembelastung in Anspruch genommen, die Abbruchquoten liegen hoch. Dies lässt sich nicht ausschließlich damit begründen, dass viele Zuwanderer ungenügend über Hilfsangebote und Hilfsmöglichkeiten informiert sind. Es liegt auch daran, dass ein Teil der Zuwanderer auch nach Jahren in Deutschland noch die migrationsspezifischen Dienste aufsucht, die Dienste, die sich in der Vergangenheit schon als hilfreich erwiesen hatten, in denen das Gefühl des Fremd-Seins weniger stark auftritt, das Gefühl, akzeptiert und angenommen zu werden, eher gespürt wird. Je größer die Probleme bei der Integration, desto größer wird der Anteil derjenigen sein, die auch längerfristig migrantenspezifische Dienste aufsuchen werden. Aussiedler/-innen unterscheiden sich hierin nicht von anderen Zuwanderergruppen (vgl. Schubert 2000, S. 31 – 32).

Der überwiegende Teil der heute einreisenden Aussiedler spricht nur unzureichend, kaum bzw. gar kein Deutsch. Ist dadurch schon die allgemeine Orientierung im Alltag sowie die berufliche Integration erschwert, ist eine Verständigung auf Deutsch im Bereich persönlicher Probleme meist extrem schwierig.

Erforderlich ist ein Ansatz, der sowohl deutsche wie muttersprachliche Angebote beinhaltet. Hierzu ist die Einstellung von pädagogischen Fachkräften erforderlich, die

selbst aus den Herkunftsländern stammen, die in der Lage sind, ein muttersprachliches Angebot zu machen und denen die kulturellen Denk- und Handlungsmuster der Zuwanderer vertraut sind. Dies ist aber die einfachste Lösung, zumal man inzwischen auch erlebt hat, dass jene Migrant(inn)en, die Sozialpädagogik oder Sozialarbeit studiert haben, mit den entsprechenden Stereotypen manchmal noch schärfer umgehen, als deutsche Sozialarbeiter/-innen. Hier wirken dann Mechanismen der kulturellen Emanzipation qua selektiver Abgrenzungen vor der eigenen Herkunft. Als ideal betrachtet man deswegen ein gemischtes Team aus einheimischen pädagogischen Fachkräften mit interkultureller Spezialisierung und zugewanderten Fachkräften, die ihre berufliche Qualifikation in Deutschland erworben haben, die die eigene Migration bewältigt haben und denen beide Kulturkreise gleichermaßen vertraut sind (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 295).

Eingliederungsarbeit ist dann erfolgreich, wenn der Brückenschlag zwischen Zuwanderern und Einheimischen gelingt. Soziale Arbeit mit Aussiedlern soll sich demzufolge nicht nur an Spätaussiedler wenden, sondern versuchen, unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen in ihre Angebote mit einzubeziehen. Hierbei bin ich der Auffassung, dass zielgruppenübergreifende Angebote (u.U. auch mit Einheimischen) dann die größte Aussicht auf Erfolg haben, wenn ein gemeinsames Interesse, wenn gemeinsame Aktivitäten wie Kommunikationstraining, Sportgruppe, PC-Kurs, Videogruppe im Vordergrund stehen. Auf diese Weise entwickelt sich gegenseitige Akzeptanz quasi durch die Hintertür: Das Gemeinsame steht im Vordergrund (vgl. Schubert 2000, S. 34 ff.). Ziel der Sozialarbeit muss es also in diesem Zusammenhang sein, notwendige Räume und Beziehungen zu eröffnen, die Menschen mit Migrationshintergrund nicht immer wieder in irritierende kulturelle Dynamiken hineintreiben. Marion Gemende (2002) nennt solche Räume „interkulturelle Zwischenwelten“, in denen Menschen die Chance haben, in ihrem Verhalten zwischen den Kulturen zu pendeln, gleichsam selbst interkulturell zu experimentieren und dabei nicht gleich in eine brisante interkulturelle Dynamik zu geraten bzw. Hester Butterfield (1996) hat dies für ihre praktische Arbeit mit Migrantinnen als „Verbindung von alten Erfahrungen und neuen, erst in der deutschen Gesellschaft gelernten Kompetenzen“, als migrationstypische Bewältigungskonstellation beschrieben: „Die Betroffenen entwickeln, basierend auf ihren aus der Heimat mitgebrachten Kompetenzen und

Haltungen, eine neue Kultur (...). Sie nehmen Elemente des Aufnahmelandes dazu, um Barrieren zu beseitigen, z.B. Sprache, Umgang mit Behörden etc. Ihr Streben nach Autonomie kann, muss aber nicht unbedingt, eine Integration in die deutsche Gesellschaft bedeuten (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 295ff).

Die meisten Schwierigkeiten, die während der Integration der Spätaussiedler/-innen entstehen, lasten auf den Schultern der Frauen. Wie schon erwähnt, tragen die Frauen in russisch sprechenden Familien die Hauptverantwortung für das Wohlbefinden der Familie, für die Erziehung der Kinder und sind Verbindungsglied zwischen ihr und der Gesellschaft. Deswegen braucht die Frau selbst Unterstützung, Hilfe und aktuelle Information. Das heißt, wenn die Frau sich wohl fühlt, selbstbewusst und sicher ist, geht es auch der ganzen Familie gut. Aber wenn sie mit der Bewältigung aller Probleme überfordert und gestresst ist, hat das ganze negative Auswirkungen und Folgen für die ganze Familie und ihre Integration. Aus diesem Grund ist es von großer Bedeutung, gerade den Frauen zu helfen, Fuß in der neuen Heimat zu fassen. Sehr viele von diesen engagierten Frauen wollen ihre Geschicke selbst in die Hand nehmen, um nicht ständig von fremder Hilfe abhängig zu sein. Jedoch brauchen sie dazu eine Art Anstoß (vgl. Munsch/Gemende/Weber-Unger-Rotino 2007, S. 231).

In unserer Gesellschaft sind arbeitslose Frauen eher als Männer ohne Arbeit akzeptiert. Wenn der Ehepartner als Einziger arbeiten geht und genug Geld nach Hause bringt, wird die Frau nicht als arbeitslos betrachtet, die Hausfrauenrolle wird als Ergänzungsrolle zur Arbeitsrolle des Mannes gesehen. Gleichzeitig sind viele Frauen nicht nur materiell abhängig von ihren Männern, sie sind zudem der schleichenden Entwertung ihrer Qualifikationen ausgesetzt, die sie einmal beruflich erworben haben. Hiervon sind die Spätaussiedlerinnen mehr als die einheimischen Frauen betroffen, da ihre beruflichen Qualifikationen in Deutschland entwertet werden und sie hier besonders von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Sie werden öfters auf die Hausfrauenrolle verwiesen.

Da es die Sozialarbeit meist mit biografisch und sozial benachteiligten Frauen zu tun hat, braucht sie ein besonders professionelles Wissen, um diese Gruppe motivieren und aktivieren zu können. Gerade dabei – egal ob es sich nun um Einzelberatung, Selbsthilfeinitiative oder Umschulungsprojekte handelt – braucht sie eine geschlechtsspezifische Perspektive. Vor allem muss dem Stereotyp entgegengearbeitet

werden, dass Frauen Arbeitslosigkeit besser aushalten als Männer, da sie sich doch in die Familienrolle zurückziehen können. Man spricht den Frauen deshalb nicht selten Wut und Aggressivität in der Empfindung ihrer Arbeitslosigkeit ab und gibt ihnen dann auch keinen Raum, diese Aggressivität herauszulassen und in Motivationen und Aktionen umzuleiten. Ebenso gilt es zu verhindern, die Frauen wieder ins Familienstereotyp zu drängen und ihnen die Aufgabe zuzuweisen, wenigstens den Status des Mannes aufrechtzuerhalten. Die Zurückweisung der weiblichen Arbeitsperspektive und ihr Zurückdrängen auf die Familie wird von Frauen als doppelte Entwertung empfunden (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 281).

In der Arbeitslosenarbeit gibt es eine Faustregel, die es geschlechtstypisch umzusetzen gilt: Nur wenn es gelingt, die Betroffenen erfahren und spüren zu lassen, dass sie auch außerhalb des Arbeitsplatzes etwas wert sind, sozial anerkannt sind und etwas bewirken können, kann man sie in die Lage versetzen, Arbeitslosigkeit offensiv zu bewältigen und nach neuer Arbeit bzw. Alternativen von Tätigkeiten zu suchen. Gleichzeitig gilt es von dem Stereotyp Abschied zu nehmen, dass die Familie der beste Schutz in der Arbeitslosigkeit sei. Vor allem sollen Treffs aufgebaut werden, in denen die Frauen Beziehungen zu anderen Frauen aufnehmen und verstetigen können. In solchen offenen Treffs können Beratungsangebote organisiert werden, in denen mögliche Berufseinstiege und Arbeitsplätze abgetastet werden und die Jobsuche unterstützend begleitet wird. Von diesen Beratungsstellen können dann auch Kontakte zu den Betrieben aufgenommen werden, die bereit sind, öffentlich geförderte betriebliche Ausbildungs- und Arbeitsplätze für Frauen in Sozialhilfe einzurichten (vgl. Böhnisch/Funk 2002, S. 281 – 238). Hier bedarf es einer „weiterführenden Zusammenarbeit“ der Sozialarbeit mit den Betrieben bzw. Arbeitgebern: „Koordination, Beratung und Unterstützung für alle diese finanzierten Ausbildungsplätze bzw. Arbeitsplätze betreffenden Fragen und Probleme (...) unter Entwicklung von möglichst einfachen Abläufen, sämtlichen Zusammenarbeit und Abstimmung mit den öffentlichen Trägern (...), Beratung und Vermittlung ins Konfliktfeld und die Begleitung der Frauen bis zum Abschluss der beruflichen Eingliederung in der Form eines Beratungsnetzwerkes, in dem auch andere Personen (über den Treff und über den Betrieb) beteiligt sind“ (vgl. Geis 1998 in: Böhnisch/Funk 2002, S. 283).

Aus meiner Sicht wäre bei der Arbeitsmarktintegration von Spätaussiedlerinnen ein Ansatz aus Kombination von Arbeitslosenarbeit, Aussiedlerarbeit und der geschlechtsreflexiven Arbeit mit Migranten/-innen erforderlich.

9.2 Sozialpädagogische Hilfsangebote für Spätaussiedlerinnen im Landkreis Mittelsachsen am Beispiel des Vereins „Hoffnung-Nadezhda e.V.“

Es scheint mir an dieser Stelle für sinnvoll, ein Verein vorzustellen, der sich mit der Integration von Spätaussiedler(inn)en unter anderem mit dem Problematik der Erwerbslosigkeit von Spätaussiedlerinnen im Landkreis Mittelsachsen beschäftigt.

Nach mehreren Internetrecherchen bin ich auf eine Internetseite gestoßen, wo ich erlesen konnte: „Verbesserung der Integration und Chancen auf dem Arbeitsmarkt von arbeitslosen Spätaussiedlerinnen“. Ich habe gleich telefonischen Kontakt zu dem Verein aufgenommen. Nach dem ich mich der Leiterin des Vereins vorgestellt habe, habe ich ihr auch erklärt, dass mich nähere Informationen zu ihrem Verein interessieren würden. und auch wozu. Mit der Leiterin haben ich gleich einen Termin zum Gespräch vereinbart. Bevor ich zum Gesprächstermin kam, habe ich die Fragen vorbereitet, damit ich mich im Gespräch orientieren könnte. Am 21.07.2010 um 09.00 Uhr habe ich mich mit Frau Zeißler (Leiterin des Vereins) zum Gespräch in Mittweida getroffen. Die im Folgenden ausgeführten Informationen sind auch unter <http://hoffnung-freiberg.de/>, zu finden.

Der Verein „Hoffnung-Nadezhda“ wurde 2001, mit seinem Hauptsitz in 09599 Freiberg, Paul-Müller-Straße 78, gegründet. Derzeit leben in Freiberg ca. 41000 Einwohner, davon leben ca. 765 Spätaussiedler unter ihnen. In Freiberg geht die Zahl von neu ankommenden Spätaussiedlern zurück, doch die Zahl der Arbeitslosen unter den Spätaussiedlern ist hoch. Besonders die schlechten Sprachkenntnisse der Aussiedlerfamilien ist ein Grund für die hohe Arbeitslosigkeit. Ein ebenso wichtiger Grund für die hohe Arbeitslosenrate unter den Spätaussiedlern ist in der Nicht-Anerkennung der (in den Heimatländern) erlernten Berufe zu suchen. Die Hoffnungslosigkeit und die Sorge um die Familie erleben besonders die Frauen und Jugendliche in ihrem Alltag und beeinflussen sie negativ. Es wächst die Ablehnung des Neuen, es fehlen die Ziele, es verschwindet die Vorfreude auf die neue Heimat, dass

Interesse an der deutschen Sprache. Die Entwicklung und Herausbildung von Selbstbewusstsein und eines positiven Selbstwertgefühles sind gehemmt und müssen neu gefunden werden. Besonders am Herzen liegt dem Verein die Verbesserung der Deutschkenntnisse und das Knüpfen von Kontakten zu anderen Vereinen und damit zu einheimischen Erwachsenen. Der Verein kooperiert mit vielen anderen Institutionen im Landkreis und beteiligt sich aktiv an den Stadtfesten, z.B. durch eine Ausstellung, ein Konzert oder ein Theaterstück.

Zielgruppe des Vereins sind die Spätaussiedler/-innen mit Ihren Angehörigen, im speziellen Großeltern, Eltern, Jugendliche, Kinder und Kleinkinder sowie auch andere Migranten/-innen und auch Einheimische. Der Verein ist eine soziale Begegnungsstätte. Der methodische Ansatz des Vereins zeichnet sich durch eine Vielfalt der Veranstaltungen aus, d.h. Vorträge, Diskussionsrunden, Erfahrungsaustausch, Begleitung zu Behörden, Gruppenarbeit, Training sozialer Kompetenzen, Verbindung von Bildungs- und Erlebniseffekten in thematischen Veranstaltungen sowie Exkursionen. Der Verein leistet individuelle Arbeit zur Berufsorientierung und zur Verbesserung der Sprachkenntnisse, um die Ziele für den weiteren Entwicklungsweg konkret und individuell abzustecken.

Speziell in der Arbeit mit Frauen gilt es, sie in ihrer individuellen Lebensgestaltung zu unterstützen und zu beraten, ihr Selbstvertrauen zu stärken und damit ihr Selbstbewusstsein zu steigern und ihnen zu einem positiven Selbstwertgefühl zu verhelfen.

Die frauenspezifischen Unterstützungsangebote sind unter anderem Computerkurse, wo Frauen selbst Projekte schreiben, Deutschkurse in Form von Spielen und Diskussionen, Nähstübchen, Chor, Kreativgestaltung (Spätaussiedlerinnen basteln selbstgemachte Grußkarten.), Ethikstunde, die für die Einheimischen besonders wichtig ist (die Geschichten von Spätaussiedlerinnen werden dort erzählt, vor allem über ihre Geschichte und ihr vergangenes Leben im Herkunftsland), Vermittlung von Ein-Euro-Jobs. Besondere Unterstützung für Familien bietet der Verein, in dem dort die Hilfe bei den Hausaufgaben für die Kinder geleistet wird sowie auch Russisch für Kinder unterrichtet wird. Jährlich werden auch Feste wie das Osterfest, Weihnachten, Frauen-, Mutter- und Kindertage veranstalten. Darüber hinaus haben solche Veranstaltungen wie das Training der Konflikt- und Kontaktfähigkeit oder der Dialogfähigkeit bei

Behördenbesuchen, zur Erhöhung der emotionalen Stabilität und zur Vermittlung von Strategien zum Aufbau von kurz- und mittelfristigen Lebensperspektiven geführt sowie ihr Identitätsbildung, ihr Bewusstsein und ihr Selbstwertgefühl gestärkt.

Der Verein bietet auch Unterstützung in privaten Angelegenheiten, wie z.B. Ämtergänge, Ausfüllen von Anträgen, Begleitung sowie verschiedene Freizeitaktivitäten wie z.B. Sport, Kochen, Wandern, Aerobic, Konzerte.

„Für uns bedeutet aktive Integration auch die Pflege der eigenen Sprache und Kultur. Die Konzerte und Kulturprogramme helfen, Traditionen, Liedgut und Bräuche an nächste Generationen weiterzugeben und gleichzeitig den Einheimischen russische Kultur zu vermitteln. Ziel ist es, beide Kulturen zu verknüpfen und damit die Akzeptanz und Toleranz zu erhöhen“ (so Zeißler).

Am wichtigsten ist für den Verein die qualifizierte aktive Mitarbeit und Eigeninitiative der Frauen.

Aus meiner eigenen Sicht, bietet der Verein ganz gute Unterstützungsangebote für Spätaussiedler/-innen bei ihrer Integration. Was mir dort besonders gefallen hat, ist, dass der Verein eine soziale Begegnungsstätte darstellt.

Doch meiner Meinung nach bietet der Verein kaum frauenspezifische Unterstützung bei der Arbeitsmarktintegration. Es fehlt dort an arbeitslosenbezogener Arbeit. Ich denke, dort gibt es ganz gute Möglichkeiten, die Arbeitslosenarbeit für Spätaussiedler/-innen, besonders für Frauen, intensiver zu leisten. Besonders wichtig wäre, es auch Veranstaltungen zu organisieren, wo nur Frauen teilnehmen und untereinander verschiedene frauenspezifische Themen besprechen könnten und individuelle Bewältigungsstrategien diskutieren könnten. Es wäre auch wichtig landeskundliche Informationen und die Strukturen und Funktionsweisen von Ämtern und Behörden mit den Schwerpunkten: Regelungen zu ALG II, das Grundsicherungsgesetz, Erfahrungsaustausch, Migration, Diskriminierungserfahrungen und den Umgang damit, Gesundheit und Bewerbungstraining den Frauen nahezubringen.

10. Schlussbemerkungen

Das Hauptanliegen meiner Diplomarbeit war zu untersuchen, ob und wie Spätaussiedlerinnen in Deutschland Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit erleben und wodurch ihre berufliche Integration gekennzeichnet ist.

Eine erfolgreiche Integration von Spätaussiedlern auf dem Arbeitsmarkt bildet die Grundlage für eine dauerhafte gesellschaftliche Integration. Einerseits dient sie der Sicherung des eigenen Lebensunterhalts und der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Andererseits erhöht sie auch die Akzeptanz dieser Migranten in der Mehrheitsgesellschaft. Wie die Analyse zeigt, ist aber den Spätaussiedlern die Integration in den Arbeitsmarkt in der jüngsten Vergangenheit vergleichsweise weniger gut gelungen. Spätaussiedler/-innen sind in Deutschland deutlich stärker von Arbeitslosigkeit betroffen als andere Menschen mit einem Migrationshintergrund und als Einheimische.

Spätaussiedler mit einem Ausbildungsabschluss finden nämlich eher eine Anstellung als die Akademiker unter ihnen. Diese sind sogar häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen als Spätaussiedler ohne Berufsausbildung – verkehrte Welt! Schuld daran dürften u.a. die Probleme beim Transfer ihrer ausländischen Abschlüsse sein (vgl. Konietzka/Kreyenfeld 2001) sowie die oft unzureichenden Deutschkenntnisse. Außerdem könnten tatsächliche oder vermutete Unterschiede zwischen den Arbeitsplatzanforderungen in Deutschland und den mitgebrachten Qualifikationen eine Rolle spielen. Einen weiteren Hinweis auf die mangelnde Verwertbarkeit der Bildungsabschlüsse liefert ein Vergleich der Stellung im Beruf.

Insgesamt verdeutlichen diese Ergebnisse eine eher mangelhafte Arbeitsmarktintegration der Spätaussiedler/-innen, die in vielerlei Hinsicht sogar schlechter verläuft als die der Ausländer. Besonders Frauen von Spätaussiedlern sind stark von einer Arbeitslosigkeit betroffen (vgl. IAB 2007).

Zusammenfassend könnten folgende zentrale Ergebnisse beschrieben werden: Der Einwanderungsprozess ist von einer beruflichen Dequalifizierung sowie von einer Erwerbslosigkeit begleitet, was für Spätaussiedler, besonders für Frauen, ein Identitätsverlust darstellt. Die Frauen waren in ihren Herkunftsländern stark

berufsorientiert, was sie auch mit ihren Familien vereinbaren konnten. Hier in Deutschland müssen sie nun zwischen beiden Polen eine Entscheidung treffen.

Die moderne Welt, in der sich selbst „Inländer“ zunehmend schlechter zurechtfinden, fordert enormes von den Neubürgern. Solange Arbeitslosigkeit, unzureichende Sprachkenntnisse, ein geschlechtssegregierter Arbeitsmarkt, das Alter und offenes Abgelehntwerden die Situation von Aussiedler(inn)en kennzeichnen, kann es nicht verwundern, dass sie sich zurückziehen. Obwohl Aussiedler/-innen den einheimischen Deutschen weitgehend rechtlich gleichgestellt sind, ist der Unterschied zu anderen Migranten gering.

Im Rahmen dieser Arbeit konnte ich feststellen, dass die vorangestellten Aussagen auch für die Situation der Spätaussiedler/-innen im Landkreis Mittelsachsen zutreffen.

Was tun?

Der zusammenfassende Abriss hat die entscheidenden Punkte nochmal angesprochen. Das Drama der Aussiedler/-innen beginnt in den Herkunftsländern, dort muss mit der Arbeit begonnen werden bzw. muss sie weitergeführt werden. Diejenigen, die sich entschließen haben auszusiedeln, müssen vor Ort umfassender über das, was sie erwartet, informiert werden, auch wenn sich dies weitab der bundesdeutschen Realität nur schwer vermitteln lässt.

Arbeitsplätze können nicht herbeigezaubert werden. Wichtig bleibt jedoch, weiterhin für eine ausreichende Qualifikation zu sorgen, vor allem für Spätaussiedler/-innen in hohem Alter, um strukturelle Benachteiligungen vermindern zu können. Zu verzeichnen ist auch ein Bedarf an arbeitsrechtlichen Informationen. Im Landkreis Mittelsachsen laufen mittlerweile einige Qualifizierungsmaßnahmen, die den Möglichkeiten und Interessen der Spätaussiedler/-innen entsprechen könnten (siehe Kapitel 6.1.4). Da für eine erfolgreiche Eingliederung auf dem Arbeitsmarkt auch gute Sprachkenntnisse entscheidend sind und gegenwärtige Deutschkurse nur wenig Wissen vermitteln, sind die Gestaltung der Deutschkurse zu überdenken. Die Deutschkurse müssen anders aufgebaut werden. Die Menschen mit unterschiedlicher Basis an Wissen müssen auch in unterschiedlichen Gruppen aufgeteilt werden, damit die Kurse Erfolg haben. Aus meiner Sicht muss auch das Unterrichten umgestaltet werden. Der Unterricht sollte spielerischer aufgebaut werden bzw. in Form von Diskussionen und nur weniger mit

Grammatikexplikationen. Die Sprachförderung soll mehr Qualität sowie Quantität (im Sinne eines verlängerten Deutschkurses) leisten.

Aus meiner Sicht wäre es auch wichtig, der einheimischen Bevölkerung mehr von ihren neuen Mitbürgern zu berichten, und zwar dort, wo sich Menschen tagtäglich begegnen. Parallel dazu sind Maßnahmen gefordert, die Kontakte herstellen und pflegen. Mit Rücksicht auf das Alter sind hier der Phantasie keine Grenzen gesetzt: Straßenfeste, Gesprächskreise, Familienkreise, Ausstellungen, Veröffentlichungen usw.

Im neunten Kapitel habe ich schon einen Verein vorgestellt, der sich mit Spätaussiedler(inne)n beschäftigt. Im Landkreis Mittelsachen existieren noch einige Vereine und auch einige Beratungsstellen, die sich mit der Unterstützung der Spätaussiedler/-innen bei ihrer Integration befassen. Doch es gibt im Landkreis nach meinem Wissen keinen Verein bzw. keine Organisation, die sich speziell mit der Gruppe der Spätaussiedlerinnen beschäftigt und vor allem um die erwerbslosen Spätaussiedlerinnen kümmert. Ich finde es schade, dass es an so einem Angebot in unserem Landkreis fehlt.

Weiterhin ergeben sich für die Integrationsarbeit sowie für die Arbeitsmarktintegration folgende Ansätze:

- Im Rahmen der Beratung und Betreuung durch die Wohlfahrtspflege und Vereine noch mehr die vorhandenen Kompetenzen (Eigeninitiative, Durchsetzungsvermögen, Bildungsbereitschaft, Sprachvermögen) stärken, Ansprechpartner sein.
- Bei der Vermittlung von Schlüsselqualifikationen unterstützen.
- Maßnahmen zur Entwicklung und Stärkung von Selbsthilfe und Eigenverantwortlichkeit unterstützen (Vereine, Zeitung, Veranstaltungen).
- Im bereits bestehenden Arbeitskreis die Zusammenarbeit mit anderen Fachdiensten intensivieren, als Voraussetzung für die Integration in den Arbeitsmarkt.
- Einbeziehung der Bildungsträger – Angebote der Bildungsträger stärker auf die Interessen der Aussiedler ausrichten.
- Sich weiterhin an der Ausschreibung für Modellprojekte beteiligen, vorhandene Programme, Projekte und Fördermittel noch konsequenter nutzen.

- Öffentlichkeitsarbeit verstärken, um die einheimische Bevölkerung für die Probleme der Aussiedler zu sensibilisieren.
- Teilhabe am gesellschaftlichen Leben fördern. Aussiedler aus ihrer Isolation herausholen.
- Sich stärker auf die Kultur und Sprache des Herkunftslandes einlassen und bei der sprachlichen und schulischen Förderung einen bikulturellen Ansatz verfolgen.
- Bildungsverhalten und die Bildungsbereitschaft positiv beeinflussen.
- Verbesserung in der Kooperation zwischen der Agentur für Arbeit bzw. ARGE und Sozialarbeiter(inne)n – Mitarbeiter mehr für spezielle Probleme der Spätaussiedler/-innen sensibilisieren.

Um die Chancen einer beruflichen Integration nachhaltig zu verbessern, müssten in erster Linie die Rahmenbedingungen verändert werden, wie die Verbesserung der Arbeitsmarktsituation, Verlängerung der Dauer der Eingliederungshilfe, eine quantitativ und qualitativ verbesserte Sprachförderung, ausreichend Umschulungs- und Weiterbildungsmaßnahmen, die auch in gemischten Gruppen aus Spätaussiedler(inne)n und Einheimischen bestehen sollen. Meiner Meinung nach werden in diesen Bereichen in nächster Zeit keine grundlegenden Verbesserungen stattfinden, so dass das Integrationsziel, ein rascher Einstieg in das Berufsleben in einer der Qualifikation entsprechenden Position, somit auch im Landkreis Mittelsachsen kaum realisierbar sein wird. Aufgabe der Politik soll dabei darin bestehen, allen Menschen in der multikulturellen Gesellschaft eine Rechts- und Chancengleichheit zu garantieren, den Abbau von Diskriminierung zu unterstützen und die Rahmenbedingungen für die gesellschaftliche und persönliche Integration zu schaffen.

LITERATURVERZEICHNIS

Arend, H. (1997): Handlungsorientiertes Sprachlernen. Arbeitshilfen für die Aussiedlerberatung und den Sprachunterricht. Berlin: Arno Spitz

Baaden, A. (I) (1997): Aussiedler-Migration. Historische und aktuelle Entwicklungen. Verlag Arno Spitz GmbH, Berlin.

Baaden, A. (II) (1997): Konzepte und Modelle zur Integration von Aussiedlern. Verlag Arno Spitz GmbH, Berlin.

Bade, K.J./Oltmer, J. (Hrsg.) (2003): Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS). V&R unipress GmbH: Göttingen.

Bauer, T./Zimmermann, K.F. (1995) „Arbeitslosigkeit und Löhne von Aus- und Übersiedlern“ in: Bellmann, L/Steiner, V. (Hrsg.), Mikroökonomik des Arbeitsmarktes, Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung.

Beck-Gernsheim, E. (1983): Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“. In: Soziale Welt.

Bergmann, B. (1993): Wir wollen Arbeit! Arbeitsunsicherheit erleben und bewältigen. Rosa-Luxemburg-Verein e. V. : Leipzig.

Bednarz-Braun, I et. al (2004): Migration, Ethnie und Geschlecht. Theorieansätze – Forschungsstand – Forschungsperspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bergmann, B. (1993): Einstellungen zum Beruf bei Arbeitsplatzunsicherheit und Arbeitslosigkeit – eine Studie aus dem Raum Dresden. In: Kieselbach, T./Voigt, P.

(Hrsg.): Systemumbruch, Arbeitslosigkeit und individuelle Bewältigung in der Ex-DDR. Psychologie sozialer Ungleichheit, Bd. 4. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Böhnisch, L./Funk, H. (2002): Soziale Arbeit und Geschlecht. Theoretische und praktische Orientierungen. Juventa Verlag: Weinheim und München.

Butterfield, H. (1996): Integration (un)erwünscht?! Emanzipatorische soziale Arbeit mit geflüchteten Frauen, Müttern, Mädchen und Kindern in Sammellagern. In Miller, T/Tatschmurat, C. (Hrsg.): Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen. Stuttgart.

BVFG – Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge. Zuletzt geändert durch Artikel 1 des Gesetzes vom 6. Juli 2009 (BGBl. I S. 1694).

Dieckheuer, G. (2003): Makroökonomik. Theorie und Politik. Springer-Verlag: Berlin Heidelberg New Yourk

Dietz, B. (I) (1997): Wer bin ich? Was will ich? Einstellungen und Orientierungen von jugendlichen Aussiedler in Deutschland. In: Fridrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Deutsch sein und doch fremd sein – Lebenssituation und Perspektiven jugendlicher Aussiedler. Gesprächskreis Arbeit und Soziales Nr. 84, Bonn.

Dietz, B. (II) (1998): Jugendliche Aussiedler, Ausreise, Aufnahme, Integration. Verlag Arno Spitz GmbH, Berlin.

Dietz, B./Hilkes, P. (1994): Integriert oder isoliert? Zur Situation russlanddeutscher Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland. Olzog, München.

Ewert, P. (2000): Berufliche Eingliederung von SpätaussiedlerInnen: Programme und Perspektiven. In: Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.): Neue Wege der Aussiedlerintegration: Vom politischen Konzept zur Praxis. Gesprächskreis Arbeit und Soziales Nr. 94, Bonn.

Fischer, V. (Hrsg.) (2006): Chancengleichheit herstellen – Vielfalt gestalten. Anforderungen an Organisations- und Personalentwicklung in der Einwanderungsgesellschaft. Transfer aus den Sozial- und Kulturwissenschaften. Frank&Timme: Verlag für wissenschaftliche Literatur.

Flam, H. (Hrsg.) (2007): Migranten in Deutschland. Statistiken-Fakten-Diskurse. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

Flick, U. et. Al (Hrsg.) (2000): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.

Gawlik, E. (1993): Berufliche und soziale Integration von Aussiedlerfrauen in Deutschland. In: BWP – Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis, Nr. 22, S. 26 – 31.

Gehrke, R. (1994): Im Gepäck nur die Lebensweisheiten aus dem 19. Jahrhundert. In: Bade, K. J.: Aktuell – Kontrovers. Ausländer, Aussiedler, Asyl in der Bundesrepublik Deutschland. Hannover: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung.

Gemende, M. (2002): Interkulturelle Zwischenwelten. Bewältigungsmuster des Migrationsprozesses bei MigrantInnen in den neuen Bundesländern. Juventa Verlag Weinheim und München.

Gontovos, K. (2000): Psychologie und Migration. Über die Bewältigung von Migration in der Nationalgesellschaft. Argument Verlag: Hamburg/Berlin.

Han, P. (2003): Frauen und Migration. Lucius&Lucius Verlagsgesellschaft mbH: Stuttgart.

Herwartz-Emden, L. (1995a): Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung. Juventa Verlag Weinheim und München.

Herwartz-Emden, L. (1995b): Konzepte von Mutterschaft und Weiblichkeit - ein Vergleich der Einstellungen von Aussiedlerinnen, Migrantinnen und westdeutschen Frauen. Zeitschrift für Frauenforschung.

Herwartz-Emden, L. (Hrsg.) (2000): Einwandererfamilien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation. Univ.-Verl. Rasch.

Herwartz-Emden, L. (Hrsg.) (2003): Einwandererfamilien. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. V&R unipress GmbH: Göttingen

Hinz-Rommel, W. (1994): Interkulturelle Kompetenz. Ein neues Anforderungsprofil für die soziale Arbeit. Waxmann Verlag GmbH.

ILO (1998): Erklärung der IAO (internationalen Arbeitsorganisation) über grundlegende Prinzipien und Rechte bei der Arbeit und ihre Folgemaßnahmen. Genf: ILO.

Konietzka, D./ Kreyenfeld, M. (2001): Verwertbarkeit ausländischer Ausbildungsabschlüsse. Das Beispiel der Aussiedler auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Zeitschrift für Soziologie 30: 267-282.

Kossolapow, L. (1992): Kulturarbeit und Aussiedlern als phasenspezifischer Prozess. In: Althammer, Walter, Kossolapow, L. (Hrsg.): Aussiedlerforschung. Interdisziplinäre Studien. Böhlau: Köln/Weimar/Wien.

Ködderitzsch, P. (Hrsg.) (1997): Zur Lage, Lebenssituation, Befindlichkeit und Integration der rußlanddeutschen Aussiedler in Berlin. Peter Lang GmbH, Europäischer Verlag der Wissenschaften: Frankfurt am Main.

Krone-Schmalz, G. (1992): In Wahrheit sind wir stärker. Frauenalltag in der Sowjetunion. Frankfurt am Main: Fischer.

Kunschner, F. (2000): Zwischen zwei politischen Kulturen. Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland. Leipzig: Institut für West-Ost Studien.

Kühn, G./Marek, S./Neumann, K.-H. (1994): Berufliche Weiterbildung von Aussiedlern und Aussiedlerinnen. In: Bundesinstitut für Berufsbildung (Hrsg.): Berichte zur beruflichen Bildung. Heft 172. Verlag W. Bertelsmann: Bielefeld.

Mayring, P. (2000): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. (7. Aufl.). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Mayring, P. (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Beltz Verlag: Weinheim und Basel.

Mecheril, P. et al. (2010): Migrationspädagogik. Beltz Verlag: Weinheim und Basel.

Michel, M./Steinke, J. (1996): Arbeitsmarktintegration von Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedlern in NRW. (Hrsg.): Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen.

Munsch, Ch./Gemende, M./Weber-Unger Rotino, S. (Hrsg.) (2007): Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho. Zuschreibung, Ausgrenzung, Lebensbewältigung und Handlungsansätze im Kontext von Migration und Geschlecht. Juventa Verlag: Weinheim und München.

Novikowa, E./Schipulo, T. (1992): Die Situation der Frau in Russland während der wirtschaftlichen Umstrukturierung. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, in: Feministische Studien 2, S. 104 – 110.

Offenbartl, S. (1995): Keine Moderne ohne Patriarchat? Das Geschlechterverhältnis als handlungsleitende Denkstruktur der Moderne, Opladen, Westdt. Verlag.

Posadskaja, A.I. (2002): Frauenforschung in Russland: Die Perspektiven der neuen Vision. Zeitschrift für Bevölkerung Nr. 2, S. 11 – 18.

Quack, S. (1994): "Da muss man sich durch einen langen, dunklen Tunnel tasten..." Zur beruflichen Eingliederung von Aussiedlerinnen und Aussiedlern in Deutschland. In: Mirjana Morokvasic und Hedwig Rudolph (Eds.), Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin: Edition Sigma.

Rosenbaum, M (1991): Frauenarbeit und Frauenalltag in der Sowjetunion. Verlag Westfälisches Dampfboot.

Sarazin, P. (2005): Fremde Heimat Deutschland. Eine diskursanalytische Studie über die nationale Identität der deutschstämmigen Spätaussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion. Wettenberg: Johannes Hermann J&J-Verlag.

Siegert, M. (2007): Empirische Studien zum Stand der Integration von Migrantinnen in Deutschland. Ein Überblick, S. 107-114. In: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. (Hrsg.), Zeitschrift Migration und Soziale Arbeit: Integration auf dem Prüfstand, 29. Jahrgang, Heft 2, Juni 2007, Frankfurt am Main.

Silbereisen, R.K./Lantermann, E.-D./Schmitt-Rodermund (Hrsg.) (1999): Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten. Leske und Budrich: Opladen.

Schafer, A./Schenk, L./Kühn, G. (1995): Arbeitslosigkeit, Befindlichkeit und Bildungsbereitschaft von Aussiedler. Peter Lang/Europäischer Verlag der Wissenschaften: Frankfurt am Main.

Schell, R./Hill, P. B./Esser, E. (2008): Methoden der empirischen Sozialforschung. 8. Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH.

Schubert, Ch. (2000): Lebenslagenkonzept oder Statusorientierung? Von der Aussiedlerbetreuung zum Migrationssozialdienst. Perspektiven der neuen Aussiedlerpolitik. Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Schwertner, B. (2001): Aussiedlerinnen. In: Neebe, G./Strasser, G (Hrsg.) (2001). Soziale Arbeit mit Spätaussiedlern. Informationen, Theorien, Praxisbeispiele. Schwalmstadt: Plag Verlag.

Sengenberger, W. (1987): Struktur und Funktionsweise von Arbeitsmärkten: Die Bundesrepublik Deutschland im internationalen Vergleich. Frankfurt am Main – New York.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2006): Leben in Deutschland. Haushalte, Familien und Gesundheit- Ergebnisse des Mikrozensus 2008. Bonn: Presseexemplar.

Strobel, R./Kühnel, W. (2000): Dazugehörig oder ausgegrenzt. Analysen zu Integrationschancen junger Aussiedler. Juventa: Weinheim, München.

Treibel, A. (2008): Migration in modernen Gesellschaft. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. 4. Auflage 2008. Juventa Verlag: Weinheim und München.

Vogelgesang, W (2007): Forschungsbericht. Jugendliche Aussiedler. Zwischen ethnischer Diaspora und neuer Heimat. In: Universität Trier. Fachbereich IV-Soziologie (Hrsg.): Forschungsbericht. Jugendliche Aussiedler. Zwischen ethnischer Diaspora und neuer Heimat. Trier: Selbstverlag.

Vogelgesang, W (2008): Jugendliche Aussiedler. Zwischen Entwurzelung, Ausgrenzung und Integration. Juventa Verlag: Weinheim und München.

Weiß, W. (1997): Eingliederungshilfen für Spätaussiedler. Verlag Arno Spitz GmbH, Berlin.

Westphal, M. (1997): Aussiedlerinnen. Geschlecht, Beruf und Bildung unter Einwanderungsbedingungen. Kleine Verlag: Bielefeld.

Westphal, M. (2003): Familiäre und berufliche Orientierungen von Aussiedlerinnen. In: Bade, K.J./Oltmer, J. (Hrsg.) (2003): Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS). V&R unipress GmbH: Göttingen.

INTERNETQUELLEN

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) (2008): Zuwanderung und Integration in der Bundesrepublik Deutschland von **Ute Heinen 2007**. Heft 267. In: www.bpb.de, verfügbar am 25.07.2010.

GG - Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, das zuletzt durch das Gesetz vom 21. Juli 2010 (BGBl. I S. 944) geändert worden ist. In: <http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/gg/gesamt.pdf>, verfügbar am 30.05.2010

Gruzdeva, E./Rzhanizyna, L./Hotkina, Z. (1992). Die Frau und Gesellschaft. In: http://ecsocman.edu.ru/data/315/161/1217/19-Gruzdeva_i_dr.pdf, verfügbar am 29.05.2010.

Hibert, O. (2004): Junge Aussiedler/innen in der Bundesrepublik Deutschland: Wie Integration gelingen ist. S. 63 – 96. In: <http://books.google.de/>, verfügbar am 02.07.2010

Hoffnung-Nadezhda e.V. unter: <http://hoffnung-freiberg.de/>

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (Hrsg.) (2007): Aktuelle Analyse aus dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit. Spätaussiedler mit höherer Bildung sind öfter arbeitslos. Kurzbericht Nr. 8/2.4.2007. In:

<http://doku.iab.de/kurzber/2007/kb0807.pdf>, verfügbar am 15.06.2010.

JMD Schwerin: Informationen über Migranten. In: <http://www.ej-sn.de/migrationsarbeit/>, verfügbar am 14.06.2010.

Kurganov, I (1968): Die Frauen und der Kommunismus. New York. In: <http://www.a-z.ru/women/texts/kurganr.htm>, verfügbar am 14.05.2010.

Migration und Arbeitsmarkt. (2009): Aus Politik und Zeitgeschichte. Nr. 44/2009 in: <http://www.bpb.de/files/VQWBGA.pdf>, verfügbar am 30.06.2010.

Migration. Arbeitsmarktintegration. Auszug aus dem Datenreport 2006. In: <http://www.bpb.de/themen/Q5PYWI,0,0,Arbeitsmarktintegration.html>, verfügbar am 10.07.2010

Migrationsbericht des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge im Auftrag der Bundesregierung (Migrationsbericht 2008). In: http://www.bamf.de/cln_170/SharedDocs/Anlagen/DE/Migration/Publikationen/Forschung/Migrationsberichte/migrationsbericht-2008.templateId=raw.property=publicationFile.pdf/migrationsbericht-2008.pdf, verfügbar am 23.06.2010

Ruder, L. (2008): Ausreisegründe von russlanddeutschen Familien. In: http://www.sw.fh-koeln.de/lernwerkstatt/aussiedler/ausreise_gruende.htm, verfügbar am 23.05.2010

Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (2010): **Einwanderungsgesellschaft 2010.** Jahresgutachten 2010 mit Integrationsbarometer. In: http://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2010/05/einwanderungsgesellschaft_2010.pdf, verfügbar am 15.06.2010.

Sächsisches Staatsministerium für Soziales. (2008): Integration von Zuwanderern im Freistaat Sachsen – Situationsbeschreibung und Empfehlung zur Weiterentwicklung der Integrationsmaßnahmen. Abschlussbericht Dezember 2008. In: <http://www.tolerantes-sachsen.de/uploadedDocs/Ramboll-Studie.pdf?PHPSESSID=1c98aafca906469617ce5c8d0fb25446>, verfügbar am 03.07.2010.

Statistisches Bundesamt 2010 - das führende Statistik-Portal in Deutschland. In: <http://de.statista.com/>, verfügbar am 23.06.2010

ANHANG

Abbildungen

(S. 118 – 122)

Interviewleitfaden

(S. 123)

Kurzfragebögen

(S. 129 und 140)

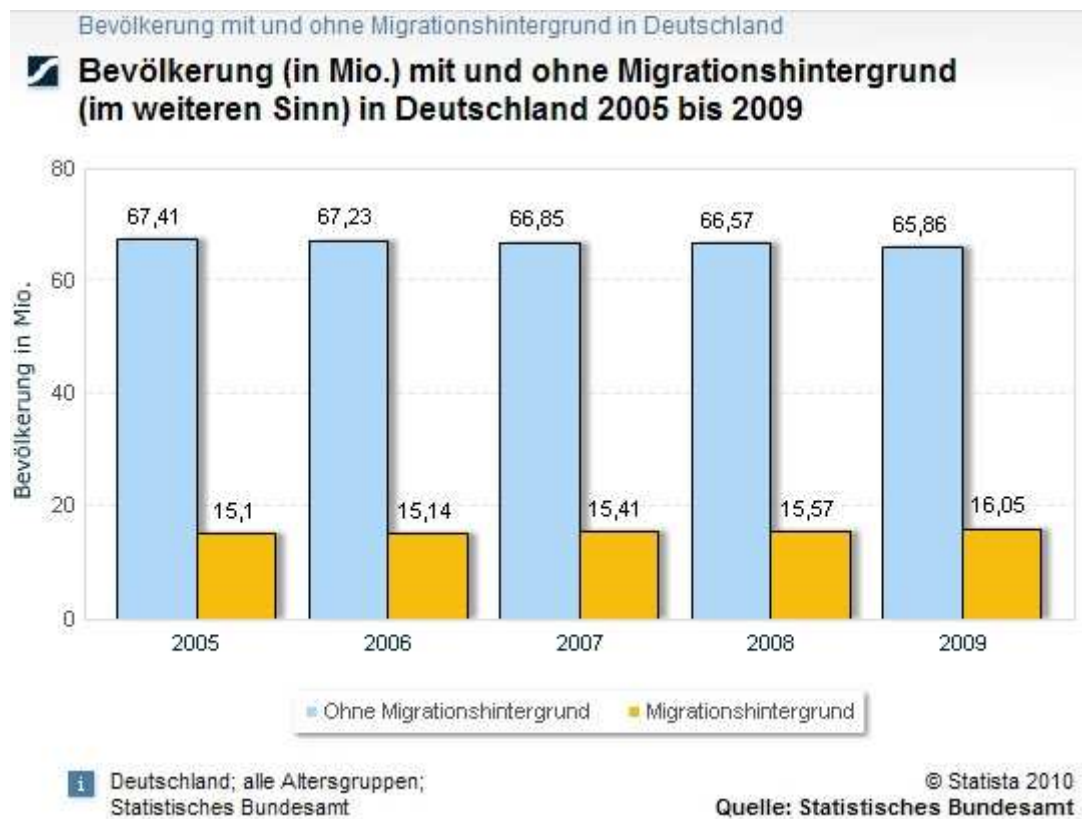
Interview Nr. 1

(S. 130)

Interview Nr. 2

(S. 141)

Abbildung 1: Bevölkerung mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland 2005 bis 2009

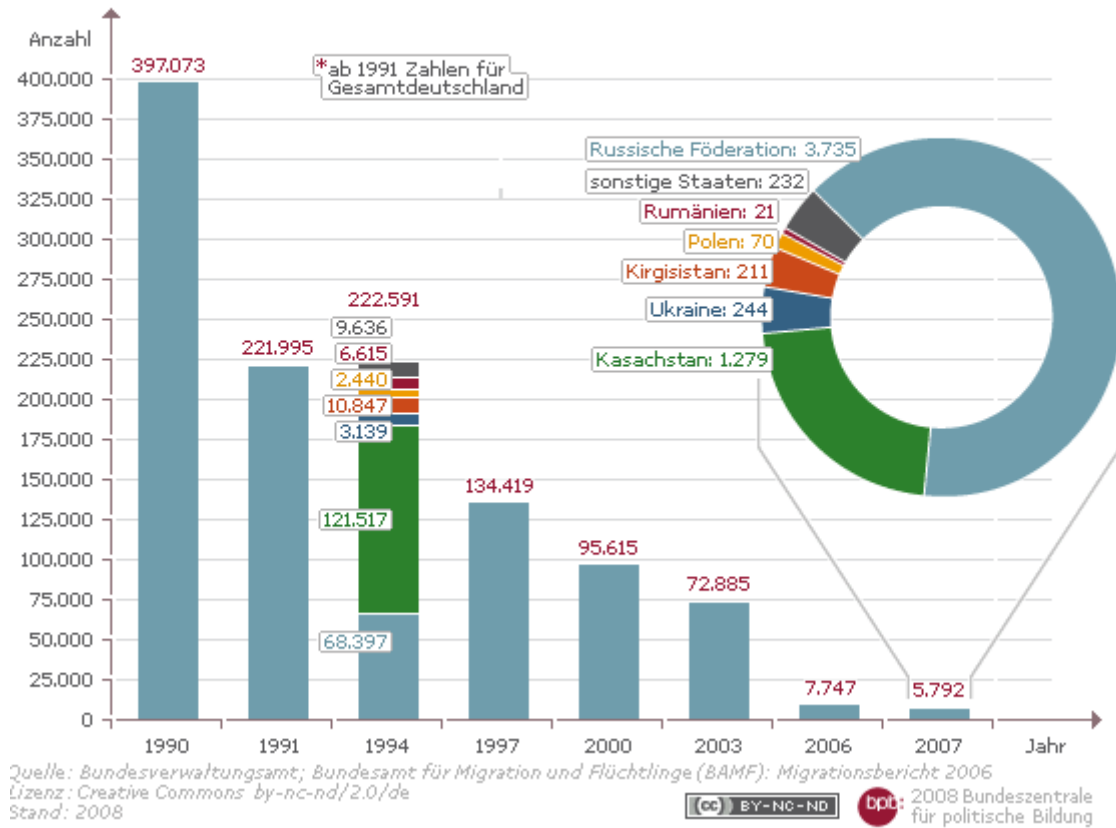


(vgl. Statistisches Bundesamt 2010 unter:
<http://de.statista.com/statistik/daten/studie/161051/umfrage/bevoelkerung-mit-und-ohne-migrationshintergrund-in-deutschland/> , verfügbar am 12.06.2010)

Abbildung 2: Zuzug von Spätaussiedlern und ihren Familienangehörigen

■ Zuzug von (Spät-)Aussiedlern und ihren Familienangehörigen

Nach Herkunftsgebieten, in absoluten Zahlen, 1990 bis 2007*



(vgl. Bundeszentrale für politische Bildung unter www.bpb.de, verfügbar am 11.06.2010).

Abbildung 3: Erwerbsstatus von Spätaussiedlern, Ausländern und Deutschen nach Bildungsabschluss

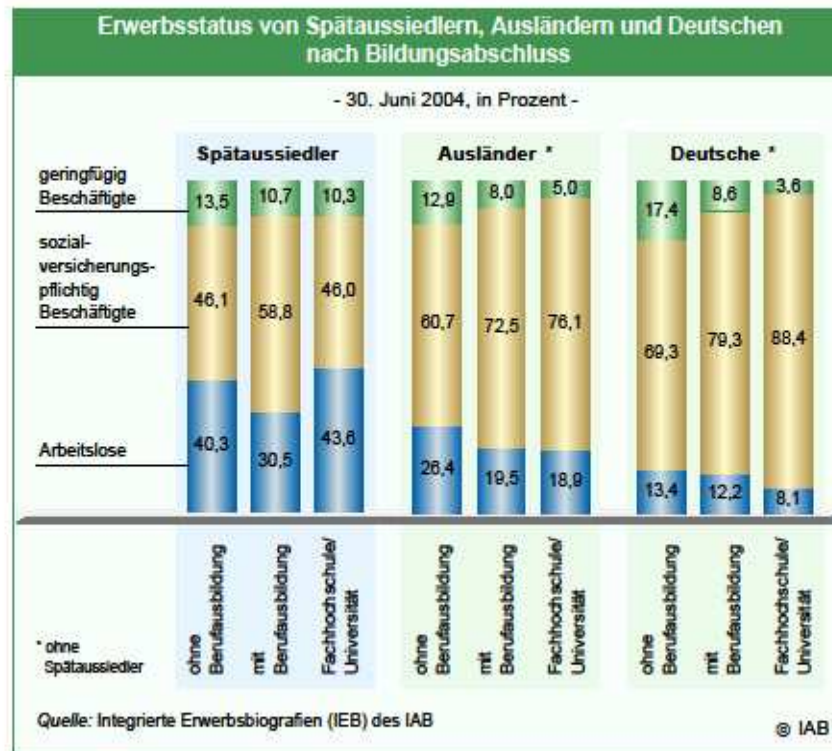
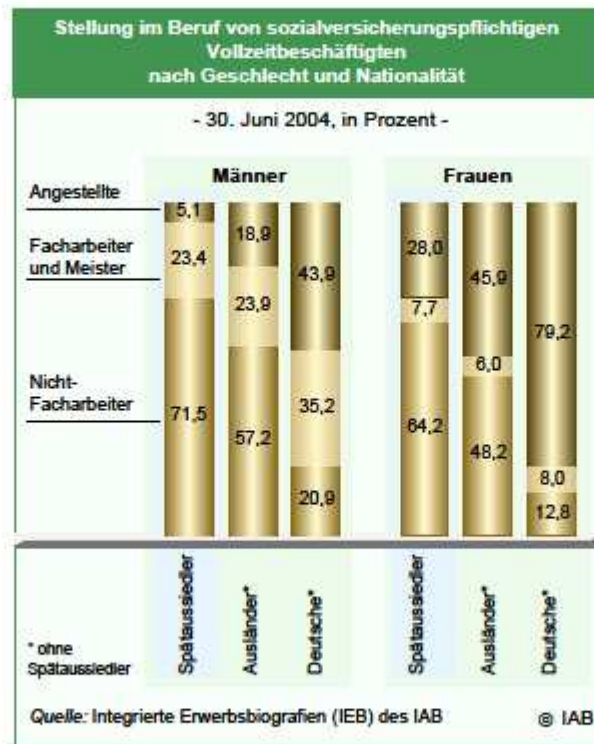
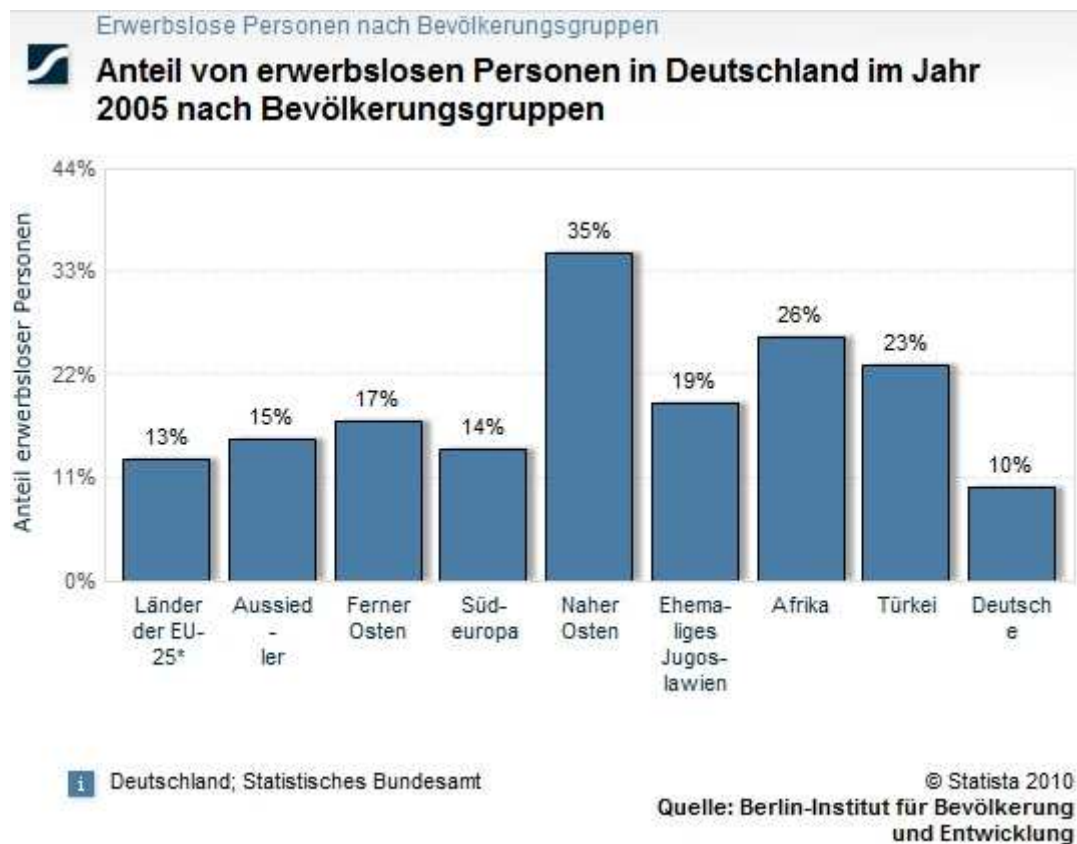


Abbildung 4: Stellung im Beruf von sozialversicherungspflichtigen Vollzeitbeschäftigten nach Geschlecht und Nationalität



(vgl. IAB Kurzbericht 2007. In: <http://doku.iab.de/kurzgraf/2007/kbfolien08073.pdf>, verfügbar 04.06.2010).

Abbildung 5: Erwerbslose Personen in Deutschland nach Bevölkerungsgruppen



(vgl. Statistisches Bundesamt 2010 unter:
<http://de.statista.com/statistik/daten/studie/3355/umfrage/erwerbslose-personen-nach-bevoelkerungsgruppen/>, verfügbar am 12.06.2010).

Interviewleitfaden

Einleitung

Zu Beginn unseres Interviews möchte ich mich erstmal für Ihre Bereitschaft ganz herzlich bedanken. Ich bin Studentin der Hochschule Mittweida am Fachbereich Soziale Arbeit und schreibe zurzeit meine Diplomarbeit. Im Rahmen meiner Diplomarbeit führe ich meine eigene Untersuchung durch, bei der ich mich mit den Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit sowie Problemen bei der Integration am Arbeitsmarkt befasse. Dabei spielt auch die Frage nach den möglichen sozialpädagogischen Ansätzen zur besseren Integration am deutschen Arbeitsmarkt eine wichtige Rolle.

Werdegang:

- Sind Sie in den Kindergarten/ in die Schule gegangen?
- Haben Sie einen Schulabschluss? Welchen Schulabschluss haben Sie?
- Haben Sie eine Ausbildung bzw. ein Studium absolviert?
- Welchen Abschluss haben Sie?
- Waren Sie in Russland/Kasachstan auch berufstätig?
- Waren Sie im erlernten Beruf tätig?
- Wo haben Sie gearbeitet?
- Haben Sie sich in Ihrem Herkunftsland weiter gebildet bzw. qualifiziert?

Arbeits- und Lebenssituation in Herkunftsland:

- Sie haben gesagt dass Sie auch Kinder haben, wer war für die Betreuung der Kinder zuständig, während Sie berufstätig waren?
- Gab es Probleme mit Kinderbetreuung?
- War Ihr Ehemann berufstätig?
- Wer hat die Hausarbeit gemacht?
- Hat ihr Mann Sie bei der Hausarbeit unterstützt?

- Wie war Ihre finanzielle Situation? Waren Sie damit zufrieden?
- Wie war Ihre Arbeitszeit, Lohn? Waren Sie damit zufrieden?
- Hatten Sie im Herkunftsland Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht?
- Wie war es für Sie, also was war das für ein Gefühl erwerbslos zu sein?

- Waren sie vor 1991 berufstätig?
- Wie war Ihre Lebenssituation allgemein?
- Waren Sie nach 1991 berufstätig?
- Haben Sie eventuell eine Selbständigkeit ausgeübt?
- Wie schätzen Sie allgemein die Zeit vor und nach der Wende?
- Aus welchen Gründen haben Sie aufgehört, zu arbeiten?

Umsiedlung nach Deutschland:

- Wann sind Sie nach Deutschland gekommen?
- Warum haben Sie sich entschieden, nach Deutschland umzusiedeln?
- Welche persönlichen Gründe hatten große Bedeutung für Ihre Ausreise?
- Wer war an der Entscheidung beteiligt?
- Was für Vorstellungen/Erwartungen hatten Sie von Deutschland?

Das Leben in Deutschland:

- Wie waren Ihre ersten Erfahrungen in Deutschland? Enttäuschungen bzw. positive Erlebnisse
- Wo haben Sie gleich nach Einreise gewohnt? In einem Wohnheim oder haben Sie sich gleich eine Wohnung gesucht?
- Wie lange haben Sie im Wohnheim gewohnt?
- Haben Sie sich selbst Ihre Wohnung gesucht?
- Gab es Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche? Welche?

Sprache:

- Haben Sie deutsch sprechen können als Sie nach Deutschland kamen?
- Haben Sie in Deutschland ein Deutschkurs besucht? Wie lange?
- War Ihnen Deutschkurs hilfreich?
- Hat der Deutschkurs für Sie eine Belastung dargestellt?
- Was haben Sie nach Deutschkurs unternommen?

Arbeitsmarktsituation in Deutschland:

- Wurde Ihnen Ihr Berufsabschluss hier anerkannt? Womit wurde es begründet?
- Sind Sie momentan berufstätig?
- Wenn ja, wo arbeiten Sie? Entspricht die ausgeübte Tätigkeit Ihren Vorstellungen?
- Wenn nein, haben Sie in Deutschland schon mal gearbeitet?
- Falls Sie arbeiten oder gearbeitet haben, wie würden Sie das Verhältnis zu Ihren deutschen Kollegen beschreiben?
- Wie wichtig ist Ihnen Berufstätigkeit?
- Waren Sie bzw. sind Sie mit der Bezahlung und Arbeitszeit zufrieden?
- Haben Sie an Weiterbildungsmaßnahmen bzw. Qualifizierungsmaßnahmen teilgenommen?
- Haben Sie Umschulung gemacht?
- Wären Sie bereit sich weiter zu bilden bzw. zu qualifizieren, oder eine Umschulung zu machen, wenn Sie die Möglichkeit gehabt hätten?
- Ist Ihr Ehemann berufstätig?
- Wenn nein, welche Auswirkungen hat es auf die Familie?
- Spielt Ihrer Meinung nach der Wohnortzuweisungsgesetz eine große Rolle für eine bessere Arbeitsmarktintegration?
- Wie gehen Sie mit Anforderungen des deutschen Arbeitsmarktes um?
- Sind Sie damit zufrieden, was von Ihnen verlangt wird?

Familienleben:

- Wer vertritt Ihre Familie nach außen, wer beschäftigt sich mit allen bürokratischen/institutionellen Sachen (wer geht zum Amt)?
- Wer hat mehr Kontakt zum Wohnumfeld?
- Wer ist in Deutschland die treibende Kraft in ihrer Familie und warum?
- Was bedeutet für Sie ihre Familie?
- Welche Sprache wird in Ihrer Familie gesprochen? Warum?
- Verläuft Ihr Familienleben jetzt harmonischer als vorher im Herkunftsland?

Umfeld:

- Haben Sie Kontakte zu Einheimischen knüpfen können?
- Haben Sie Freunde bzw. Bekannte unter Einheimischen?
- Wenn ja: freuen Sie sich drüber?
- Wenn nein: Woran liegen die Schwierigkeiten? Oder möchten Sie es gar nicht?
- Zu wem haben Sie engeren Kontakt zu Nachbarn, zu Aussiedlern, anderen Einheimischen?
- Welche persönliche Qualitäten haben Sie, die Ihnen die Integration in das Umfeld (Nachbarn, Kollegen, Bekannte...) erleichtern?
- Wie fühlen Sie sich allgemein in Deutschland? Fremd oder dazugehörig?
- Sind Sie mit Ihrem Leben hier zufrieden, fühlen Sie sich sicher?
- Möchten Sie gern in einer Gruppe/einem Verein/einer Organisation aktiv sein?
- Sind Sie schon in einer Gruppe/einem Verein/einer Organisation?
- Was hält Sie davon ab, in einer Gruppe/einem Verein/einer Organisation aktiv zu sein?

Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit:

- Waren Sie erwerbslos, sind Sie es momentan?
- Was sind Ihrer Meinung nach Gründe Ihrer Erwerbslosigkeit? Hat auch der WoZuG was damit zu tun?
- Wie gehen Sie mit Erwerbslosigkeit um?
- Was ist das für ein Gefühl als Frau erwerbslos zu sein?

- Wie empfinden bzw. haben sie die Zeit ohne Arbeit allgemein empfunden?
- Erleben Sie die Erwerbslosigkeit in Deutschland schlimmer/schwieriger als im Herkunftsland?
- Hat Erwerbslosigkeit auch finanzielle/materielle Auswirkungen auf Sie?
- Entstehen dadurch Spannungen in der Familie?
- Möchten Sie arbeiten?
- Sind Sie auf der Suche nach einem Arbeitsplatz?
- Haben Sie eventuell vor, eine Selbständigkeit auszuüben?
- Die Statistik zeigt, dass es in Deutschland mehr Aussiedler-Frauen als Aussiedler-Männer sind? Was glauben Sie, sind die Ursachen dafür?

Erfahrungen mit Institutionen:

- Sind Sie im Allgemeinen mit Umgang der Behörden zufrieden? Z.B. mit Behörden, die für die Integration in Arbeit zuständig sind oder Jugendamt?
- Haben Sie Benachteiligungs- oder Diskriminierungserfahrungen seitens der Institutionen/Behörden (ARGE, BA, Schulamt, Jugendamt...) erlebt?
- Haben Sie sich als Erwerbslose an Vereine gewendet wie Arbeitslosentreff bzw. an Migrationsberatungsstellen? Warum? Haben Sie dort Unterstützung bekommen können?

Wünsche:

- Was wünsche Sie sich zukünftig, um besser in Arbeit integriert zu werden?
- Was könnte Ihrer Meinung nach seitens der deutschen Gesellschaft/des Arbeitsmarktes anders/besser gemacht werden?
- Haben Sie Vorstellungen, wo Sie gern arbeiten würden, in welchem Bereich?
- Was ist Ihr Berufswunsch?
- Haben Sie Erwartungen an Sich selbst? Welche?
- Was für Unterstützungsmöglichkeit seitens der Behörden bzw. Vereinen sehen Sie für sich? Was wünsche Sie sich von ihnen?

- Wie schätzen Sie eine Selbsthilfe-Gruppe ein, die sich mit Integration am Arbeitsmarkt befasst? Ob sowas überhaupt hilfreich und notwendig wäre?
- Gibt es Ihrerseits bestimmte Beratungsstellen, die Sie gern in Anspruch nehmen könnten, damit besser und schneller integriert zu werden?
- Könnten Sie sich eine Rückkehr in Ihr Herkunftsland vorstellen? Warum?
- Wenn Sie drei Wünsche frei hätten, was würden Sie sich wünschen?

Kurzfragebogen Interview Nr. 1

Vorname	Tatiana
Das Alter	49 Jahre alt
Geburtsort	Kasachstan, Dorf Petrovka
Herkunftsland	Russland
Familienstand	verheiratet
Anzahl und Alter der Kinder	eine Tochter 25 Jahre alt
Schulabschluss	Mittelschulabschluss
Beruf	Telegrafistin
Beruflicher Status	arbeitslos
Einreise nach Deutschland	September 2001

Interview Nr.1

Angaben zum Interview Nr.1:

Datum und Ort: 02.06.2010, Burgstädt
Interviewerin: Veronika Schmidt, DS 2005, Matrikel
20705
Interviewte: Frau T., geb. 1961 (49 Jahre, aus Russland)
Dauer und Nummer: 21 Minuten, Nummer 1

Zu Beginn unseres Interviews möchte ich mich erstmal für Ihre Bereitschaft ganz herzlich bedanken. Ich bin Studentin der Hochschule Mittweida am Fachbereich Soziale Arbeit und schreibe zurzeit meine Diplomarbeit. Im Rahmen meiner Diplomarbeit führe ich meine eigene Untersuchung durch, bei der ich mich mit den Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit sowie mit Problemen bei der Integration in den Arbeitsmarkt befasse. Dabei spielt auch die Frage nach den möglichen sozialpädagogischen Ansätzen zur besseren Integration in den deutschen Arbeitsmarkt eine wichtige Rolle.

Werdegang:

I: Als nächstes möchte ich Sie bitten einfach zu erzählen, wie Ihr Leben seit in Kasachstan und auch in Russland verlaufen ist. Vor allem würde mich interessieren, wie war ihr Leben nach dem sie die Schule beendet haben. Zur Unterstützung werde ich Ihnen Hilfsfragen stellen.

T: *Also, die Schule beendete ich und wollte Ausbildung als Apothekerin machen...ich konnte nicht (Pause)*

I: Haben Sie eine doch noch Ausbildung absolviert bzw. ein Studium?

T: *Ne...kein Studium, aber betriebliche Ausbildung ...*

I: Welchen Abschluss haben Sie?

T: *Telegrafistin ...*

I: Mhm...waren Sie berufstätig?

32 T: *Ja...(Pause)...ja, bis 1983 als...als Telegrafistin gearbeitet, und danach*
 33 *war ich berufstätig, aber nicht erlernten...*

34 I: Also, nicht im erlernten Beruf sozusagen, nu?

35 T: *Genau.*

36 I: Und wo haben Sie dann gearbeitet?

37 T: *In Kindergarten als Erzieherin...*

38 I: Haben Sie sich weiter gebildet bzw. qualifiziert nach ihrem ersten
 39 Ausbildung?

40 T: *(schnell) Nein*

41 I: ohne Ausbildung als Erzieherin?

42 T: *Ja (lacht), war bei uns so.*

43 I: Waren Sie da bis zur Ausreise als Erzieherin tätig?

44 T: *Nein nein..bis 1990 war ich Erzieherin gearbeitet...dann...ab 1991 ich*
 45 *war selbständig bis wir nach Russland gefahren sind..dort habe ich im*
 46 *Dorf in Molkerei gearbeitet.*

47 **Arbeits- und Lebenssituation im Herkunftsland:**

48 I: Sie haben ja gesagt, dass Sie eine Tochter haben, wer war für die
 49 Betreuung des Kindes dann zuständig, während Sie berufstätig waren?

50 T: *Meine Tochter ist in Kindergarten gegangen, es war die Öffnungszeit des*
 51 *Kindergartens von 7 Uhr morgens bis nachmittags 18 Uhr...*

52 I: Also, ich gehe davon aus, dass es keine Probleme gaben, wenn die
 53 Kinderbetreuungszeiten so lang waren?

54 T: *Nein*

55 I: War Ihr Ehemann berufstätig?

56 T: *Ja*

57 I: Mhm...wer hat die Hausarbeit dann gemacht?

58 T: *Beide, zusammen mit dem Mann*

59 I: Also, ihr Mann hat Ihnen dabei geholfen?

60 T: *Ja*

61 I: Wie war Ihre finanzielle Situation? Waren Sie zufrieden?

62 T: *In der Zeit bis Anfang 1990 Jahren war alles normal*

63 I: Wie war Ihre Arbeitszeit, Lohn, also, wo Sie da gearbeitet haben? Waren
64 Sie damit zufrieden?

65 T: *(seufzt) Na ja, ... Arbeitszeit war Vormittag von 8 Uhr bis 12 und dann*
66 *Mittagspause, und von 14 bis 18 Uhr, Lohn hatte ich 80 Rubel. Mit das*
67 *war ich zufrieden.*

68 I: Hatten Sie im Herkunftsland Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht?

69 T: *Ja, nur kurz..*

70 I: Mhm...wie war es für Sie, also was war das für ein Gefühl erwerbslos zu
71 sein?

72 T: *(mit Kummer) Das war so schlimm...*

73 I: Jetzt möchte ich gern auf die Zeit vor und nach der Wende kurz
74 eingehen. Ob Sie die Unterschiede erlebt haben, wie es vor der Wende
75 und nach der Wende mit der Berufstätigkeit und allgemein mit
76 Lebenslage war? Wie war Ihr Lebenssituation?

77 T: *Wir hatten Arbeit, genug Geld und mit allem zufrieden.*

78 I: Sie haben gesagt, sie waren kurz arbeitslos. Aus welchen Gründen haben
79 Sie aufgehört zu arbeiten?

80 T: *Mhm...ich war krank, lange im Krankenhaus, dann war ich vom*
81 *Arbeitgeber wegen Stellenplankürzungen entlassen. Ich war dann zu*
82 *Hause paar Jahre.*

83 I: Wie schätzen Sie allgemein die Zeit vor und nach der Wende?

84 T: *Vor 1991 bin ich zufrieden gewesen, nach 1991 war...sehr schwere Zeit.*
85 *(aufgeregt) Erst Mal hatte mein Mann hoch Arbeit, ... aber sein Lohn*
86 *könnte er nicht jeden Monat rechtzeitig kriegen. Waren Problemen mit*
87 *dem Lebensmittel, wir haben keine reichende Menge von Lebensmittel*
88 *zur Verfügung. ... Das war die Zeit, während die könnten wir zum*
89 *Beispiel Zucker nur mit Talon kaufen, das ist eine Karte wo war*
90 *ausgewiesen wie groß meine Familie ist, zum Beispiel 4 Personen und*
91 *wie viel Kilo darf ich kaufen.*

92 I: Sie haben ja gesagt, dass Sie in Kasachstan geboren sind, aber vor der
93 Ausreise nach Deutschland haben Sie in Russland gelebt. Sind Sie da aus
94 bestimmten Gründen umgezogen?

95 T: *(denkt kurz nach)...das war 1999...(traurig) es waren persönliche*
96 *Gründe dafür...ich möchte nicht sagen. (Pause) Aber auch dachten wir*
97 *in Russland werden wir besser leben...in Kasachstan war schwer,*
98 *Nazionalisten...*

99 **Umsiedlung nach Deutschland:**

100 I: ...okay...dann kommen wir zur Zeit nach der Umsiedlung. Wann sind
101 Sie nach Deutschland gekommen?

102 T: *Am 20. September 2001*

103 I: Warum haben Sie sich entschieden nach Deutschland umzusiedeln?

104 T: *(seufzt) Bei uns war schwierige Lebenssituation.*

105 I: Gab es persönliche oder wirtschaftliche Gründe, die für Ihre Ausreise
106 große Bedeutung gespielt haben?

107 T: *(aufgeregt)...ja, wir hatten ein Strom, kein Wasser und keine Heizung in*
108 *der Wohnung...keine Arbeit, kein Geld...überhaupt nichts*

109 I: Wer war an der Entscheidung beteiligt, dass sie nach Deutschland gehen?

110 T: *Das war unsere allgemeine Entscheidung.*

111 I: Was für Vorstellungen/Erwartungen hatten Sie von Deutschland?

112 T: *(seufzt)...ich und mein Mann waren in Jahr 1996 in Deutschland bei*
113 *unseren Bekannten zum Besuch. Vor Ausreise habe ich keine*
114 *Märchenvorstellung von Deutschland, aber habe ich eine Hoffnung, dass*
115 *unser Leben in Deutschland wird besser und möglicherweise hätten wir*
116 *die Arbeit.*

117 **Das Leben in Deutschland:**

118 I: Und dann, als Sie nach Deutschland kamen, wie waren Ihre ersten
119 Erfahrungen hier? Waren Sie enttäuscht oder positiv überrascht?

120 T: *Mit Allem war ich zufrieden und hatte keine Enttäuschungen.*

121 I: Wo haben Sie gleich nach Einreise gewohnt?

122 T: *In Burgstädt*

123 I: In einem Wohnheim oder sind Sie gleich in eine Wohnung eingezogen?

124 T: *Erstmal im Wohnheim*

125 I: Wie lange haben Sie im Wohnheim gewohnt?

126 T: ... *(überlegt)...zwei Jahre, und dann Wohnung gefunden*

127 I: Haben Sie sich selbst Ihre Wohnung gesucht?

128 T: *Ja*

129 I: Gab es Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche?

130 T: *Nein, bei uns nein*

131 I: Was denken Sie über das Wohnortzuweisungsgesetz (3 Jahre)?

132 T: *(überlegt)...ich finde das positiv*

133 **Sprache:**

134 I: Haben Sie deutsch sprechen können als Sie nach Deutschland kamen?

135 T: *Oh...ganz wenig (lacht)*

136 I: Haben Sie in Deutschland ein Deutschkurs besucht?

137 T: *Ja...sechs Monaten ein Deutschkurs*

138 I: War Ihnen Deutschkurs hilfreich, hat er für Sie viel gebracht?

139 T: *Ja...und wieder ja, aber war kurz.*

140 I: Hat der Deutschkurs für Sie eventuell eine Belastung dargestellt?

141 T: *Für mich war es nicht so zu schwer.*

142 I: Was haben Sie nach Deutschkurs unternommen?

143 T: *(Pause)...ich habe noch...ich habe noch ein Computerkurs in Chemnitz*

144 *besucht...und...dann bisschen gearbeitet...und danach eine*

145 *Weiterbildung zur Fachkauffrau zum Handwerkskammer...*

146 **Arbeitsmarktsituation in Deutschland:**

147 I: Äh, Sie haben ja gesagt, dass Sie den Abschluss der Telegrafistin haben.

148 Wurde Ihnen Ihr Berufsabschluss hier anerkannt?

149 T: *(schnell) Nein*

150 I: Womit wurde es begründet?

151 T: *Wegen anderem Bildungssystem*

152 I: Haben Sie in Deutschland gearbeitet oder sind Sie auch momentan

153 berufstätig?

154 T: *(seufzt) Ich habe in russischen Wohnheim 3 Jahre gearbeitet...momentan*

155 *bin ich (traurig) leider arbeitslos.*

156 I: Wie wichtig ist Ihnen Berufstätigkeit?

157 T: *Für mich das ist sehr wichtig, aber...aber*

158 I: Mhm...wo Sie da gearbeitet haben, waren Sie mit der Bezahlung und
 159 Arbeitszeit zufrieden?

160 T: *Mit der Arbeitszeit zufrieden war ich, aber...nicht ganz mit der*
 161 *Bezahlung.*

162 I: So, Sie haben ja schon gesagt, dass Sie an einer
 163 Weiterbildungsmaßnahme teilgenommen haben. Und haben Sie eventuell
 164 eine Umschulung gemacht?

165 T: *Nein*

166 I: Falls Sie eine Möglichkeit gehabt hätten sich umzuschulen oder sich
 167 noch einmal weiterzubilden, hätten Sie es wieder machen wollen?

168 T: *Natürlich...warum nicht.*

169 I: Ist Ihr Ehemann berufstätig?

170 T: *(mit Freude) Ja*

171 I: Was glauben Sie, spielt der Erwerb der deutschen Sprache eine große
 172 Rolle für die berufliche Integration?

173 T: *Natürlich. Sprache ist wichtig...wenn nicht kennen Sprache, dann finde*
 174 *ich kein Arbeit und ich kann nicht mit anderen sprechen...ohne Sprache*
 175 *ich kann nicht Papiere lesen...das ist nicht gut...ja...Deutsch ist wichtig.*

176 I: Spielt Ihrer Meinung nach das Wohnortzuweisungsgesetz eine große
 177 Rolle für bessere Arbeitsmarktintegration?

178 T: *Ne...ich denke nein.*

179 I: Wie gehen Sie mit Anforderungen des deutschen Arbeitsmarktes um?

180 T: *(seufzt)...na ja, ...ich bin nicht immer damit zufrieden...*

181 **Familienleben:**

182 I: Wer vertritt Ihre Familie nach außen, also wer beschäftigt sich mit allen
 183 bürokratischen/institutionellen Sachen wer geht zum Amt?

184 T: *(lacht) Ich selber...*

185 I: Wer hat mehr Kontakt zum Wohnumfeld, also Nachbarn und anderen?

186 T: *In unseren Familie alle*

187 I: Wer ist in Deutschland die treibende Kraft in ihrer Familie und warum?

188 T: *(schnell und mit Stolz) Ich mache alles! ...(lacht)...ich weis es nicht*
 189 *warum.*

190 I: Was bedeutet für Sie ihre Familie?
 191 T: *Alles*
 192 I: Welche Sprache wird in Ihrer Familie gesprochen?
 193 T: *Russisch...teilweise Deutsch. Für uns das ist sich leichter ausdrücken.*
 194 I: Verläuft Ihr Familienleben jetzt harmonischer als vorher im
 195 Herkunftsland?
 196 T: *Ist gleich...vorher und jetzt...ist gleich.*
 197 **Umfeld:**
 198 I: Haben Sie Kontakte zu Einheimischen knüpfen können?
 199 T: *(überzeugend) Ja*
 200 I: Haben Sie Freunde oder Bekannte unter Einheimischen?
 201 T: *Ja.*
 202 I: Freuen Sie sich drüber?
 203 T: *Ja ja, sehr*
 204 I: Zu wem haben Sie engeren Kontakt; zu Nachbarn, zu Aussiedlern,
 205 anderen Einheimischen?
 206 T: *(seufzt und überlegt) ...zu allen*
 207 I: Fühlen Sie unter den Einheimischen wohl?
 208 T: *(überzeugend) (,) Ja*
 209 I: Ist es Ihnen vielleicht mal passiert, dass Sie sich unter Einheimischen
 210 benachteiligt gefühlt haben, dass jemand Sie vielleicht mit Wörtern
 211 angesprochen hat, die Ihnen unangenehm waren?
 212 T: *Oh...nein...ich weis nicht...ich erinnere nicht. Aber wir sind hier nicht*
 213 *Deutsche, wir sind Russen...viele denken wir sind Ausländer.*
 214 I: Welche persönliche Qualitäten haben Sie, die Ihnen die Integration in das
 215 Umfeld (Nachbarn, Kollegen, Bekannte...) erleichtern?
 216 T: *...es liegt an meinen Charaktereigenschaften,...für mich keine*
 217 *Schwierigkeit mit anderen in Kontakt zu treten, es erleichtert mir*
 218 *Deutsche spräche zu lernen.*
 219 I: Wie fühlen Sie sich allgemein in Deutschland? Fremd oder
 220 dazugehörig?
 221 T: *...Ich fühle mich eher dazugehörig...ich fühle mich hier wohl.*

222 I: Sind Sie mit Ihrem Leben hier zufrieden, fühlen Sie sich sicher und
 223 geborgen?

224 T: *(.) Ja, ich bin mit allem zufrieden*

225 I: Möchten Sie denn gern in einer Gruppe/einem Verein/einer Organisation
 226 aktiv sein?

227 T: *Ne ne...nein.*

228 I: Dann gehe ich davon aus, dass Sie auch momentan in keiner Gruppe oder
 229 Verein sind?

230 T: *Nein, nicht.*

231 I: Was hält Sie davon ab, in einer Gruppe/einem Verein/einer Organisation
 232 aktiv zu sein?

233 T: *Das interessiert mich überhaupt nicht...ich habe nie darüber gedacht.*

234 **Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit:**

235 I: Schön, jetzt möchte ich noch auf Ihre Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit
 236 hier in Deutschland eingehen, waren Sie hier erwerbslos, sind Sie es
 237 momentan?

238 T: *(traurig) Ja*

239 I: Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe dafür? Hat auch das WoZuG
 240 was damit zu tun?

241 T: *(seufzt)...Ich denke schwere Arbeitsmarktsituation in Deutschland und
 242 mein Alter.*

243 I: Wie gehen Sie damit um, dass Sie erwerbslos sind? Wie fühlen Sie sich
 244 dabei?

245 T: *Ohh (verwirrt)...ich bin sehr unzufrieden*

246 I: Was ist das für ein Gefühl als Frau erwerbslos zu sein?

247 T: *Mmm...ich fühle mich nicht nützlich*

248 I: Wie empfinden oder haben sie die Zeit ohne Arbeit allgemein
 249 empfunden?

250 T: *Ich fühle mich wie ein Nichtstuer(traurig).*

251 I: Erleben Sie die Erwerbslosigkeit in Deutschland schlimmer als im
 252 Herkunftsland?

253 T: *Hmm...eigentlich nein*

254 I: Hat Erwerbslosigkeit auch finanzielle/materielle Auswirkungen auf Sie?
 255 T: *Na ja...na ja, teilweise auch große finanzielle Schwierigkeiten.*
 256 I: Entstehen dadurch auch Spannungen in der Familie entstehen?
 257 T: *(fest) Nein*
 258 I: Möchten Sie arbeiten?
 259 T: *(sicher und überzeugend) Ja!*
 260 I: Machen Sie sich eventuell Gedanken über eine Selbständigkeit?
 261 T: *Ich denke darüber nach.*
 262 I: Sind Sie auch auf der Suche nach einem Arbeitsplatz?
 263 T: *(,) Ja*
 264 I: Die Statistik zeigt, dass es in Deutschland mehr Aussiedler-Frauen als
 265 Aussiedler-Männer sind? Was glauben Sie, sind die Ursachen dafür?
 266 T: *(nachdenkend)...Keine Ahnung, ich weiß es nicht.*
 267 **Erfahrungen mit Institutionen:**
 268 I: Wie sind Sie denn im Allgemeinen mit Umgang der Behörden hier in
 269 Deutschland zufrieden, also wie BA, ARGE und anderen?
 270 T: *Na...nicht immer*
 271 I: Womit sind Sie denn unzufrieden?
 272 T: *(überlegt)...Na, zu viel Bürokratie...*
 273 I: Haben Sie schon mal das Gefühl gehabt, dass Sie von Behörden anders
 274 behandelt werden als Einheimische?
 275 T: *Nein...ich weiß nicht, meine Beraterin bei der ARGE ist gut.*
 276 I: Haben Sie sich als Erwerbslose an Vereine gewendet, wie z.B.
 277 Arbeitslosentreff oder an Migrationsberatungsstellen?
 278 T: *Nein*
 279 I: Gibt es bestimmte Gründe dafür?
 280 T: *Ich weiß es nicht... ich habe darüber nicht gedacht.*
 281 **Wünsche und Vorstellungen:**
 282 I: Zum Schluss kommen wir noch zu Ihren Vorstellungen und Wünschen.
 283 Was wünsche Sie sich zukünftig, um besser in Arbeit integriert zu
 284 werden?
 285 T: *(lacht)...leider kann ich nicht junger sein*

286 I: Was könnte Ihrer Meinung nach seitens der deutschen Gesellschaft oder
 287 des Arbeitsmarktes anders oder besser gemacht werden?

288 T: *Meiner Meinung mehr Arbeitsplätze, kein Eineurojob und höherer*
 289 *Arbeitslohn.*

290 I: Haben Sie Vorstellungen, wo Sie gern arbeiten würden, in welchem
 291 Bereich?

292 T: *Ja, im Bereich Verkauf*

293 I: Was ist Ihr Berufswunsch?

294 T: *Selbstständigkeit*

295 I: Was für Unterstützungsmöglichkeit seitens der Behörden oder Vereinen
 296 sehen Sie für sich? Was wünschen Sie sich von ihnen?

297 T: *Hmm (denkt nach)...Ich wünsche...ausführliche Beratung bei*
 298 *Arbeitsuche...Ausführliche Beratung über Förderungsmöglichkeiten bei*
 299 *Aufnahme einer Selbstständigkeit,...na ja, auch aktuelle Gesetze für*
 300 *Allgemein.*

301 I: Wie schätzen Sie eine Selbsthilfe-Gruppe ein, die sich mit Integration am
 302 Arbeitsmarkt befasst? Ob sowas überhaupt hilfreich und notwendig
 303 wäre?

304 T: *Ich finde es nicht hilfreich...ich weiß es nicht*

305 I: Gibt es Ihrerseits bestimmte Beratungsstellen, die Sie gern in Anspruch
 306 nehmen könnten, damit besser und schneller integriert zu werden?

307 T: *Hmm...nein... kenne ich nicht*

308 I: Könnten Sie sich eine Rückkehr in Ihr Herkunftsland vorstellen?

309 T: *(überzeugend, laut und schnell) Nein, auf keinem Fall!*

310 I: Warum?

311 T: *(lacht)...weil ich bin zufrieden mit allem hier in Deutschland!*

312 I: Wenn Sie drei Wünsche frei hätten, was würden Sie sich wünschen?

313 T: *(denkt kurz nach und lacht)...Arbeit, Arbeit und noch mal Arbeit...*

Kurzfragebogen Interview Nr. 2

Vorname	Elena
Das Alter	45 Jahre alt
Geburtsort	Russland, Stadt Novodvinsk
Herkunftsland	Russland
Familienstand	verheiratet
Anzahl und Alter der Kinder	Zwei Söhne, 19 und 10 Jahre alt
Schulabschluss	Mittelschulabschluss
Beruf	Dipl. Deutsch-Englisch-Lehrerin (FH)
Beruflicher Status	arbeitslos
Einreise nach Deutschland	Dezember 1999

Interview Nr. 2

Angaben zum Interview Nr.2:

Datum und Ort: 03.06.2010, Burgstädt
Interviewerin: Veronika Schmidt, DS 2005, Matrikel
20705
Interviewte: Frau E., geb. 1965 (45 Jahre, aus Russland)
Dauer und Nummer: 53 Minuten, Nummer 2

Zu Beginn unseres Interviews möchte ich mich erstmal für Ihre Bereitschaft ganz herzlich bedanken. Ich bin Studentin der Hochschule Mittweida am Fachbereich Soziale Arbeit und schreibe zurzeit meine Diplomarbeit. Im Rahmen meiner Diplomarbeit führe ich meine eigene Untersuchung durch, bei der ich mich mit den Erfahrungen der Spätaussiedlerinnen mit Erwerbslosigkeit sowie mit Problemen bei der Integration in den Arbeitsmarkt befasse. Dabei spielt auch die Frage nach den möglichen sozialpädagogischen Ansätzen zur besseren Integration in deutschen Arbeitsmarkt eine wichtige Rolle.

Werdegang:

I: Als nächstes möchte ich Sie bitten einfach zu erzählen, wie Ihr Leben in Russland verlaufen ist, vor allem würde mich ihr Leben nach dem Sie Schule beendet haben, interessieren. Zur Unterstützung werde ich Ihnen Hilfsfragen stellen.

E: *Ja im 1972 gehe ich in die erste Klasse...und(überlegt)...im 1982...ich habe die Schule beendet...ja, in diesem Jahre zweihundert, oj tjfu, Entschuldigung...im 1982 ich habe die Prüfung abgegeben ins unserem Hauptstadt Archangelsk...im Pädagogischen Institut und ab erste September ich war schon eine Studentin.*

I: Schön...welchen Abschluss haben Sie erreicht?

E: *Deutsch-Englisch-Lehrerin, Hoch...dort bei uns ist wie ein Institut, das zählt mit wie Hochschule ja?*

33 I: Ja, genau.

34 E: *Ja, 5 Jahre, Hochschulabschluss.*

35 I: Waren Sie danach berufstätig, in diesem Beruf oder auch nicht?

36 E: *Ich war berufstätig, zuerst nach dem Abschluss von 1987 ich muss drei*

37 *Jahre im Dorf arbeiten...und nach diesem kehre ich nach Hause zurück,*

38 *und habe noch bis 99, bis Jahre 1999 auch in der Schule gearbeitet.*

39 I: Okay, Sie waren also im erlernten Beruf tätig. Haben Sie sich in

40 Russland weiter gebildet bzw. qualifiziert?

41 E: *Nu, bei uns waren die Kurse für quali...dieses Wort geht es zu schwer*

42 *bei mir (lacht), zum Qualifizierung. Wir haben solche Kurse gehabt,*

43 *einmal im drei Jahre oder einmal im fünf Jahre. Zwei Mal war ich dort.*

44 **Arbeits- und Lebenssituation in Herkunftsland:**

45 I: Mhm...und Sie haben ja auch gesagt, dass Sie auch Kinder haben, wer

46 war für die Betreuung der Kinder zuständig, während Sie berufstätig

47 waren?

48 E: *Wir zusammen mit meinem Mann (fest und überzeugend)*

49 I: Kindergarten gab es nicht?

50 E: *Anton, Anton hat...gleich sage ich...genau (seufzt), Anton hat*

51 *Kindergarten besucht ab zwei Jahre...bis zwei Jahre er war mit seinem*

52 *Tante wenn ich arbeite oder mit meinem Vater zu Hause. Wer hat Zeit*

53 *der hat mit dem Kind geblieben zu Hause.*

54 I: Okay, also große Probleme mit Kinderbetreuung gab es nicht?

55 E: *Nein, nein, keine Probleme mit die Kinderbetreuung.*

56 I: War Ihr Mann berufstätig dort?

57 E: *(schnell) Ja, zuerst war er Flugzeugmechaniker, dann wenn mit diesem*

58 *Inflation und mit diesem Krise in Russland, dann war er als Schlosser*

59 *gearbeitet und so in dieser war er Tätigkeit, aber immer war er*

60 *berufstätig.*

61 I: Und wer hat dann alle Hausarbeit gemacht, im Haushalt so?

62 E: *Ich*

63 I: Sie...

64 E: *Wer hat Zeit..*

65 I: Mhm...wer die Zeit hatte...also Ihr Mann hat Ihnen auch geholfen?

66 E: *(überzeugend) Ja, wenn ich habe Arbeit, wenn ich arbeite und der Kind*

67 *war krank, er war zu Hause mit ihm, hat Krankenschein genommen.*

68 *Dann hat er alles gemacht.*

69 I: Mhm

70 E: *...es gibt bei uns kein Unterschied.*

71 I: Schön...und wie war Ihre finanzielle Situation so allgemein? Waren Sie

72 damit zufrieden?

73 E: *(traurig) Nein, die finanzielle Situation war ganz*

74 *schlimm...ab...1995...(überlegt) bis...1997, warten sie, bis Februar...ja,*

75 *das war ganz schlimme Situation. Er hat gearbeitet keine Lohn bekommt,*

76 *ich habe gearbeitet, ja, ich habe auch (betont) ohne Lohn gearbeitet, so,*

77 *Vorschuss haben wir bekommen, diese Liste, dann kann ich mit die Liste*

78 *ins Geschäft gehen und dort auf diese Liste alles zukaufen. Und dann*

79 *haben sie...wenn ich etwas kaufe, dann nehmen sie raus von meinem*

80 *Lohn.*

81 I: Mhm, ja...also mit der Bezahlung waren sie sozusagen ganz

82 unzufrieden...

83 E: *Ja, wir haben ganz ganz wenig Lohn bekommen. So kann man sagen*

84 *mein Lohn reicht von Arbeit bis zu Hause gehen durch Geschäft.*

85 I: Und Arbeitszeit so?

86 E: *Arbeitszeit 24 Stunde*

87 I: Na ja...schon...

88 E: *Wir müssen in Russland normalerweise in der Schule (seufzt), wir sollen*

89 *viel arbeiten. Das ist nicht so wie hier, ich habe meine Unterricht*

90 *gemacht und kann nach Hause gehen. Nein. Wir sollen noch die*

91 *Wohnungen, die Familien besuchen, mit die Kinder Ausflug machen,*

92 *Tanzen machen und so und so so weiter und so weiter...Das war zu viel.*

93 *Und noch...wenn du hast in der Woche 30 Stunden, das ist...(schüttelt*

94 *den Kopf)*

95 I: Mhm...schwierig...und hatten Sie in Russland eventuell auch
 96 Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit gemacht? Waren Sie dort mal
 97 erwerbslos?

98 E: *(schnell) Nein!*

99 I: Jetzt möchte ich gern auf die Zeit vor und nach der Wende kurz
 100 eingehen. Ob Sie die Unterschiede erlebt haben, wie es vor der Wende
 101 und nach der Wende mit der Berufstätigkeit und mit Lebenslage
 102 allgemein war.

103 E: *Hier in Deutschland?*

104 I: Nein, dort in Russland, also wo es diese Perestrojka passiert war...ob es
 105 große Unterschieden in der Zeit vor und danach gaben?

106 E: *Ach...Perestrojka...Es gibt große Unterschiede (betont)!*

107 I: Ja...

108 E: *...bis 87 (zögerlich)...Perestrojka beginnt 1987, wenn ich habe Recht...*

109 I: genau

110 E: *In dieser Zeit, bis 1990, das war noch gute Zeit...ich sage es Hundert*
 111 *Prozent. Wir bekommen jedes Jahr Lohn, unsere Lohn war gut bei...in*
 112 *der Schule und noch schon ich bekomme Anton in 1991...dann geht es*
 113 *schlimm (.)*

114 I: Mhm...

115 E: *...dann kommt die Inflation...und dann kommt schlimm, schlimmer*
 116 *schlimmer schlimmer schlimmer und immer schlimmer*

117 I: Mhm...gut...und sie haben gesagt dass sie bis 99 gearbeitet haben...und
 118 danach?

119 E: *Danach fahren wir nach, wir sind nach Deutschland...*

120 I: ...nach Deutschland umgesiedelt?

121 E: *Ja*

122 **Umsiedlung nach Deutschland:**

123 I: Okay...im Folgenden kommen wir zum Lebensabschnitt nach der
 124 Umsiedlung nach Deutschland. Wann sind Sie nach Deutschland
 125 gekommen?

126 E: *Wir kommen nach Deutschland am 15. September 1999.*

127 I: Warum haben Sie sich entschieden nach Deutschland umzusiedeln?

128 E: *Das war schweres Zeit und das war noch Krieg in*
129 *Russland...Tschichenien...und wir haben Angst...es spielt keine Rolle*
130 *wieviel Kinder hast du in die Familie...wieviel haben schon Tote nach*
131 *Hause gekommen...das große Rolle auch spielt...kein Geld, noch*
132 *Krieg...wir haben nicht gewusst, dass etwas ändert sich noch in dieser*
133 *Zeit in Russland (atmet schwer)...und dann haben wir nach*
134 *Deutschland...kommen.*

135 I: Wer war an der Entscheidung beteiligt, dass Sie nach Deutschland
136 gehen?

137 E: *Beide...ja...wir sind beide...*

138 I: Was für Vorstellungen/Erwartungen hatten Sie von Deutschland, wo Sie
139 noch in Russland waren?

140 E: *Und das sind...das Leben ist hier besser, dann können wir, vielleicht*
141 *können wir zweites Kind hier bekommen, in Russland ist es, war bei uns*
142 *verboten zweite Kind zu bekommen...dieses war auch ein Grund...*

143 I: Mhm...

144 E: *...dort wir haben kein Chance mehr noch ein Kind zu bekommen und hier*
145 *klappt bei uns...*

146 **Das Leben in Deutschland:**

147 I: Mhm...okay...Sie sind also nach Deutschland gekommen, wie waren
148 denn Ihre ersten Erfahrungen in Deutschland? Waren Sie enttäuscht bzw.
149 positive überrascht?

150 E: *Ooo, (mit Freude und Lachen) wir waren sehr überrascht, das war so*
151 *alles so schön, alles so farbig, das so intelligent...die Leute waren*
152 *gut...nach diesem dreckig...wovon kommen wir aus dem Dreck nach*
153 *Deutschland, das war großer Unterschied. Das war...du kannst alles*
154 *kaufen, du hast kein Problem mit dem Geld, du musst nicht denken, wie*
155 *geht es morgen, wo musst du da Geld nehmen für das Leben, das geht...*

156 I: Hat sich Ihre Meinung bezüglich Deutschland einige Zeit nach der
157 Einreise geändert?

158 E: Na (nickt)...die Meinung änderte sich ja. Es ist jetzt nicht so wie haben
 159 wir nach Deutschland gekommen, die Zeit hat auch geändert, und das
 160 geht auch jetzt nicht so gut...

161 I: Mhm...und wo haben Sie da gleich nach Einreise gewohnt? Was es ein
 162 Wohnheim oder haben Sie gleich eine Wohnung gemietet?

163 E: Nein, wir haben zuerst ins erste Lager gekommen Reichstadt, dann
 164 Bernstein und von Bernstein am 12. Oktober kommen wir ins hier in
 165 Burgstädt, nach Burgstädt in Wohnheim Schillerstrasse. Dort haben wir
 166 bis 1. Dezember 2000 gewohnt.

167 I: Mhm...also ein Jahr lang...

168 E: Ja...ein Jahr und vielleicht...zwei Monate so, ein Jahr und zwei Monate.
 169 Mischa war sechs Monaten alt, dann haben wir schon umgezogen.

170 I: Mhm...

171 E: ...in diese Wohnung

172 I: Haben Sie sich selbst Ihre Wohnung gesucht?

173 E: Ja, wir haben als selbst die Wohnung gesucht, im Heim war es ganz
 174 schlimm und (atmet schwer) mit dem kleinen Kind das war zu schwer.

175 I: Gab es Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche?

176 E: Zur Zeit...in dieser Zeit ja das war in 2000, wenn sie quken, wenn sie
 177 gehen, das Kind ist klein, sechs Monate, dann hören wir gleich Antwort
 178 nein nein nein. Niemand will, dass in deinem Haus...wohnt ein kleines
 179 Kind...mit kleinem Kind alle haben Probleme. Er kann weinen, er kann
 180 spielen und so und so. Und diese Wohnung haben wir, wenn wir haben
 181 diese Wohnung gefunden, dann haben gleich mit dem Vermieter geredet,
 182 gequckt und dann wir bekommen keine Probleme, wir wohnen hier
 183 allein...und stören niemanden...und dann geht es.

184 I: Mhm...ja...wurden Sie von Ihrem ersten bzw. zweiten Aufenthaltslager
 185 nach Burgstädt zugewiesen oder wollten Sie auch hierher?

186 E: Im Reichstadt stand solche große Frage, wir wollen zuerst nach
 187 Pforzheim zu unseren Verwandten...aber dort haben uns gesagt, dass ist
 188 nicht deine geraden Verwandten, aber das ist die Tante von meiner Mutti
 189 (?)...und warum wir dürfen es nicht...und drei Jahre sollen wir wohnen

190 *in Sachsen, leben in Sachsen...und wenn wir haben schon drei Jahre*
191 *hier gelebt, Anton hat schon, Anton geht schon in die Schule, wir haben*
192 *überlegt, es ist überall gut, wo sind wir nicht da. ...Und dort wieder eine*
193 *andere Dialekt, andere Programm und so und so. Das ist erste, erste*
194 *Grund, das geht schwer für das Kind, die Schule zu tauschen. ...Hier er*
195 *war schon, er hat schon Sächsisch gesprochen und hat schon viel*
196 *Freunde gehabt und das klappt. Und wenn wir ziehen nach West das gibt*
197 *andere Seite...wieder Probleme...man kann sagen dort gibt es viel*
198 *Arbeit, es ist nicht so richtig. Man kann im Internet qucken, ach gibt es*
199 *Arbeit...nein, es ist überall schwer mit Arbeit.*

200 **Sprache:**

201 I: ...okay...und als Sie nach Deutschland gekommen sind, ich gehe davon
202 aus, dass sie Deutsch sprechen konnten, da Sie das auch studiert haben?

203 E: *Ja (lacht)*

204 I: Haben Sie aber trotzdem hier ein Deutschkurs besucht?

205 E: *Ja...sechs Monaten.*

206 I: Hat der Deutschkurs für Sie eine Belastung dargestellt, hat er Ihnen
207 persönlich was gebracht?

208 E: *(schnell) Nein...sie haben nicht richtig die Sprachkurse gemacht...sie*
209 *haben alle, alle Menschen in eine Gruppe gesetzt, egal welche Stufe du*
210 *hast, darum war es...von Anfang, wenn du kennst schon erste Stufe,*
211 *warum misst du dort sitzen. Mit gefällt es nicht. Nehmen sie eine Stufe*
212 *wer kann nichts, wer kann nicht reden, zweite Stufe wenn die Leute*
213 *können bisschen. Und dann man kann die dritte Stufe nehmen, das geht*
214 *bei einigen besser, aber wenn sie nehmen alle in eine Gruppe zusammen,*
215 *und dann...es gibt kein Fortschritt (überzeugt)...es gibt nichts Gutes. Du*
216 *sitzt und quck. Für dich ist schon nicht so interessant. Aber du musst es*
217 *machen oder (lacht) du bekommst kein Geld von Arbeitsamt. Das ist*
218 *diese Rede. Darum sollen wir die Sprachkurse besuchen.*

219 I: Mhm...schwierig...also 6 Monate Deutschkurs...was war danach, was
220 haben Sie nach Deutschkurs unternommen?

221 E: Dann war ich drei Jahre ins Erziehungsurlaub. ...Nach dem
222 Erziehungsurlaub ich habe...mmm...2004 bis 2005 im Alte Spinnerei
223 gearbeitet, als Zimmermädchen, habe ich zuerst gehabt. Dann habe ich
224 von (zögernd) 2005 bis 2006 April im Jugendclub Ein-Euro-Job gehabt.
225 (seufzt) 2006 1. Juni, nei Quatsch, 1. Juli bis 2007 1. Juli Ein-Euro-Job
226 im Gartenverein Mitte...dann von (zögernd) 2008 ab 8. Januar bis 8.
227 September Helfer im Altenpflegebereich gelernt...dann war ich bei
228 Helfenden Hand als Hauswirtschaft, und ab 1. Dezember 2009 im
229 Volkssolidarität...jetzt arbeite ich, bis 1. Dezember.

230 **Arbeitsmarktsituation in Deutschland:**

231 I: Ja...okay...Sie haben hier also nicht in Ihrem in Russland erlernten
232 Beruf gearbeitet. Wurde Ihnen Ihr Berufsabschluss hier nicht anerkannt
233 oder aus welchem Grund?

234 E: (schnell) Nein, ich habe keine Zeit gehabt, ich war schon zur Zeit
235 schwanger.

236 I: Sie haben sich damit sozusagen gar nicht beschäftigt?

237 E: (schnell) Nein. Ich habe nur die Sprachkurse...beendet und gleich...ich
238 habe keine Zeit gehabt. Das war zu schwer. Das war die Gefahr für das
239 Kind. Ich muss ein Mal in zwei Wochen nach Leipzig fahren oder nach
240 Chemnitz ins (seufzt) Krankenhaus und ich war schon 35 Jahre...

241 I: Mhm...

242 E: Es geht nicht in dieser Zeit.

243 I: Okay...momentan haben Sie gesagt, sie machen Ein-Euro-Job, Sie sind
244 also berufstätig...

245 E: Ja... "ins Arbeitsamt Sie sind berufstätig", bis 1. Dezember, und ab 1.
246 Dezember mein Status ändert sich. Ich bin wieder Arbeitslosigkeit. Aber
247 ich darf nach diesem Jahr unbedingt sechs Monaten nicht mehr arbeiten
248 Ein-Euro-Job. Ich muss zu Hause bleiben. ...400 Euro ich habe
249 gearbeitet, aber mit gefällt es nicht, sie ziehen 242 ab, das lohnt sich
250 nicht...

251 I: Mhm...

252 E: ...darum besser, wenn du arbeitest Ein-Euro-Job, du bekommst bisschen
 253 Geld zum Harz IV.

254 I: Und wo Sie da jetzt arbeiten und auch davor gearbeitet haben, sind Sie
 255 mit Ihrer Tätigkeit zufrieden?

256 E: Na ja...das waren immer gute Kollegen und sonst ja

257 I: Also auch mit Ihren deutschen Kollegen kommen Sie klar?

258 E: Ja

259 I: Ja...schön...

260 E: Du musst nur richtig deine Arbeit machen und du hast, du bekommst
 261 keine Probleme.

262 I: Wie wichtig ist Ihnen Berufstätigkeit?

263 E: Dann bist du nicht zu Hause...dann hast du etwas zu machen oder du bist
 264 immer zwischen die Leute, das ist diese. Du kannst die Sprache nicht
 265 vergessen. Wenn du sitzt zu Hause, das ist wichtig, du degradierst, ich
 266 habe schon wie viel Mal es ins Arbeitsamt gesagt. Quckst fern...auf
 267 Russisch...russische Programm, ja, früher war bei uns es nicht, aber seit
 268 2006 wir haben es, oder Kassete oder DVD oder Bücher und dann gehst
 269 in Stadt um wieder Russisch zu quatschen, und dann geht es. Wenn du
 270 arbeitest, du musst sechs oder acht Stunden nur Deutsch reden, wie war
 271 es in Altenheim, dann geht es schon automatisch. Wenn du bist zu Hause,
 272 es bringt keine Punkte.

273 I: Also die Sprache ist ja auch wichtig für Sie, wenn ich Sie richtig
 274 verstanden habe. Spielt die Sprache Ihrer Meinung nach eine wichtige
 275 Rolle bei der Integration am Arbeitsmarkt?

276 E: Ja, ja! Ohne Sprache kann man sich nicht unterhalten. Wenn du Sprache
 277 nicht kennst, wie arbeitest du dann. Das geht nicht. Du verstehst nichts
 278 was dir sagen Chef. Das geht nicht. Wenn du Deutsch sprichst, kannst du
 279 Arbeit nicht finden, aber wenn du nicht Deutsch reden kann, ich verstehe
 280 nicht wie du Arbeit findest...Das geht einfach nicht.

281 I: Ja...sooo, sie haben ja schon gesagt, dass mit Ihrer Tätigkeit und
 282 Bezahlung, also ein bisschen zum Hatz IV so allgemein zufrieden
 283 sind...wie sieht es denn dann mit Arbeitszeit?

284 E: Na ja, ich arbeite Ein-Euro-Job von acht bis halb drei ungefähr, diese
 285 Zeit gefällt mir. Um drei viertel zwei arbeite ich und halb drei bin ich
 286 schon zu Hause, ich kann ausruhen und dann kommt mein Sohn aus der
 287 Schule..mit Taxi, kann man ruhig mit ihm üben und so und so..es
 288 geht...Und ich kann noch alles zu Hause schaffen...

289 I: Mhm...

290 E: ...Samstag Sonntag ich bin auch zu Hause, es auch wichtig, wenn du hast
 291 kleine Kind...das ist sehr wichtig...Wenn du muss mit ihm viel üben..das
 292 geht das

293 I: Okay... wenn Sie momentan oder auch später die Möglichkeit gehabt
 294 hätten, sich weiter zu bilden bzw. zu qualifizieren, oder eine Umschulung
 295 zu machen, wären Sie bereit sowas zu machen?

296 E: Man muss qucken, welche Beruf..zuerst. Ich habe schon ein Schulung
 297 gemacht, Helfer im Altenpflegebereich, mehr solches ich will nicht
 298 machen. Ich hab, ich sage noch ein mal, sie nehmen die Gruppe von
 299 Ausländer, das ist...ich sage kein grobes Wort, aber das ist nicht
 300 gut...nur Streit und so und so und so und so. Wann bekommen wir
 301 Geld..für Fahrkosten, für Essengeld...mit gefällt solche Dinge nicht, es
 302 tut mir leid. Wenn umschulen, dann muss man richtiges Umschulung
 303 machen. Das war noch, ich habe noch vergessen gesagt, ich habe noch
 304 drei mal Computerkurse gemacht, ja, in Chemnitz, in 2003, ja, das waren
 305 auch bei uns eine Gruppe von Aussiedler. Und die Lehrerin hat gesagt,
 306 wir haben Schuld gemacht, dass wir diese Gruppe nur aus Aussiedler
 307 gemacht. Sie reden nur russisch, wie wollen nichts mehr, wir hören nicht,
 308 wir quatschen...

309 I: Mhm..

310 E: Wenn Ausbildung, das muss man richtig machen, das ich bin allen, wenn
 311 ich habe Probleme dann kann ich fragen und sonst das geht. Und wenn
 312 sie machen wieder die Ausbildung mit 20 russischen Frauen, (leise) es
 313 bringt nichts, es bringt nichts. .. Ich habe schon zwei mal es probiert das
 314 zu machen, mehr habe ich keine Lust. (seufzt) So habe ich es Arbeitsamt
 315 auch gesagt, besser wenn ich gehe wieder Sprachkurse zu besuchen.

316 I: Okay...Ist denn Ihr Ehemann berufstätig?

317 E: *Nu ja, er hat auch Ein-Euro-Job bis 1. Juli..bis 1. Juli.*

318 I: Ja..gut...also, der deutsche Arbeitsmarkt stellt an Sie ach an andere

319 bestimmte Anforderungen. Wie gehen Sie mit diesen um? Sind Sie damit

320 zufrieden, was von Ihnen so alles verlangt wird?

321 E: *(.) (lacht) Nein, ich bin mit diesem nicht zufrieden...wenn ich gucke fern,*

322 *wenn ich gucke diese Nachrichten, ich sage immer meine Meinung, (laut)*

323 *ich will es nicht mehr quicken! Sie sagen so wie so kein Wort für*

324 *Wahrheit. Wir haben sehr viel Plätze, man kann so und so machen, aber*

325 *andere Seite es geht nicht so. ...Man muss Plätze machen, aber*

326 *nicht...viel zu quatschen. Man muss Arbeitsplätze machen..zuerst..und*

327 *Steuer unter senken..dann geht es, aber am sonst weil sie machen großes,*

328 *wenn sie hören, immer die Steuer, die Firmen was machen, die Firmen*

329 *machen zu. Der Arbeitgeber kann nicht bezahlen und es machen sie zu.*

330 *Wie es jetzt bei meinem Sohn, bei Anton...ATK..Insolvenz. Er bekommt*

331 *Insolvenz. Voriges Woche haben wir Anruf bekommen und jetzt wenn ich*

332 *rufe an, sie sagen, jede halbe Stunde wir bekommen andere Information.*

333 *..“Sie bekommen Lohn.“, „Sie bekommen kein Lohn.“, „Sie bekommen*

334 *Lohn.“, „Sie bekommen kein Lohn.“. Und heute Anton nach dem Arbeit*

335 *fährt wieder in die Schule und dort sagen ihm, sie bekommen im Juni*

336 *Lohn oder sie bekommen kein Lohn...*

337 I: Mhm...schwierig...was denken sie aber darüber, also spielt Ihrer

338 Meinung nach der Wohnortzuweisungsgesetzt eine große Rolle für eine

339 bessere Arbeitsmarktintegration?

340 E: *Naja, vielleicht, aber jetzt spielt es für mich schon keine Rolle...*

341 **Familienleben:**

342 I: Okay...dann kommen wir zu Abschnitt, der Ihr Familienleben betrifft.

343 Ich möchte gern wissen, wer Ihre Familie nach außen vertritt, also wer

344 beschäftigt sich mit allen bürokratischen/institutionellen Sachen (wer

345 geht zum Amt)?

346 E: *Ich..ich, nur ich mache es. Mein Mann kann es nicht machen. Er ist nicht*

347 *so (lacht)...er ist so nervös, ja..und kann gleich ärgern, darum mit allen*

348 *Unterlagen, mit alle Bürokratie mache ich alles selbst. Jede Woche nach*
 349 *Mittweida kein Problem zu fahren.*

350 I: Kann man denn so sagen, dass Sie in Ihrer Familie die treibende Kraft
 351 sind?

352 E: *Ja, ja, das kann so sein. ..ich überwiese das Geld, ich mache alle*
 353 *Unterlagen, ich so und so und so...*

354 I: Mhm...und wer von Ihnen hat mehr Kontakt zum Wohnumfeld?

355 E: *Wir beide. Wir haben nur diese unsere Tochter vom Vermieter wohnt bei*
 356 *uns und niemand. Nur im Flügel wohnt Frau Schumann, unten ist*
 357 *Wagner Helfende Hand und alles. .. Bei uns klappt mit diesen Nachbarn,*
 358 *wir streiten nicht...es gibt keine Probleme.*

359 I: Mhm...was bedeutet für Sie ihre Familie?

360 E: *(schnell) Alles. Die Familie ist auferstem Platz.*

361 I: Welche Sprache wird in Ihrer Familie gesprochen?

362 E: *Deutsch. Die Kinder reden Deutsch. Mischa ist hier schon geboren in*
 363 *Leipzig. Anton redet auch deutsch, er war sieben Jahre alt wenn wir*
 364 *kommen hier. Wir reden mit Mischa (lacht) auf Russisch, er ärgert sich -*
 365 *„Ich kann es nicht verstehen. Können sie mit mir Deutsch reden!“ Dann*
 366 *bekommt er Ärger, darum... Wir lernen noch Russisch nicht, er hat..er*
 367 *besucht bei uns Sprachheilschule in Chemnitz, nach diesem Diagnose.*
 368 *Sprachschwierigkeit...*

369 I: Mhm...

370 E: *...und dort muss er zuerst mit einer Sprache zurecht kommen, mit*
 371 *Grammatik. Das ist diese. Wir waren zum Kur gewesen 2007 nach*
 372 *Kreischa. Diese ist nach diesem Krankheit von Geburt, nicht dass er*
 373 *kann nicht reden Deutsch, bei ihm ist schwer nacherzählen zum Beispiel,*
 374 *schwer zu schreiben richtig, ohne Fehler.*

375 I: Mhm..okay...wie schätzen Sie denn ein, verläuft Ihr Familienleben jetzt
 376 harmonischer als vorher im Herkunftsland?

377 E: *Überall, kein Unterschied, man muss nur verstanden einander und das*
 378 *geht alles in Ordnung. ... Wenn du verstehst dein Mann nicht oder du*
 379 *verstehst deine Frau nicht, dann kann man nichts machen. Das geht nur*

380 *diese. Man kann manchmal sagen, ich war nicht, ich habe Fehler*
381 *gemacht. Man kann ruhig kommen und sagen „Entschuldigung“, nehmen*
382 *Entschuldigung, aber nicht so immer, „Ich habe, nur ich habe Recht.“,*
383 *es geht nicht so (.).*

384 **Umfeld:**

385 I: Wie Sie schon erwähnt haben, Sie haben Kontakt zu Einheimischen..

386 E: *Ja, kein Problem..*

387 I: Auch Freunde oder nur Bekannte?

388 E: *Bekannte. Ich kenne es viele deutsche Leute. Wenn du arbeitest, du*
389 *bekommst viele Bekannte. Du kannst nicht ruhig durch den Stadt schon*
390 *gehen. Alle kennen schon dich (lacht).*

391 I: Sie freuen sich bestimmt drüber, oder? (Lächeln)

392 E: *(lacht) Ich freue mich, sehr!*

393 I: Zu wem haben Sie engeren Kontakt zu Nachbarn, zu Aussiedlern,
394 anderen Einheimischen?

395 E: *(atmet schwer) Naja, nach der Wahrheit, mit der Aussiedler ich habe*
396 *nicht so gute Kontakte. Ich besuche nicht so oft den Stadt... mehr habe*
397 *ich Kontakte zu Deutschen. Ich kenne nicht alle Aussiedler hier. Mit wem*
398 *haben wir gekommen nach Deutschland, sie sind schon alle nach West*
399 *überzogen. Und..manchmal sie grüßen, aber, ich grüße, ich sage „Gute*
400 *Tag“ oder „Hallo“, aber ich weiß diese Leute nicht. ... Ich kontaktiere*
401 *nicht so gut mit Aussiedler, .. dazu keine Zeit manchmal. Und wenn du*
402 *sagst etwas, dann morgen kennen schon alle...darum muss man Mund*
403 *fest halten.*

404 I: Okay...welche persönliche Qualitäten haben Sie, Ihrer Meinung nach,
405 die Ihnen die Integration in das Umfeld (Nachbarn, Kollegen,
406 Bekannte...) erleichtern?

407 E: *Ich nehme Kontakt gleich. Wenn die Leute gehen zum Kontakt, ich nehme*
408 *Kontakt gleich. Ich bin nicht so kompliziert. Ins Arbeit klappt alles. Das*
409 *geht. Zum Konflikt gehe ich nicht, man kann diesen Konflikt ruhig*
410 *umgehen.*

411 I: Ist es Ihnen passiert, dass Sie sich unter Einheimischen benachteiligt
 412 gefühlt haben, dass jemand Sie vielleicht mit Wörtern angesprochen hat,
 413 die Ihnen unangenehm waren?

414 E: *Mmm, es ist schwer zu sagen. Man hört oft wir sind Russen und viele*
 415 *Deutsche sagen, wir trinken viel Vodka. ... Aber nein, ich habe gute*
 416 *deutsche Bekannte, wir quatschen, sie erzählen viel.*

417 I: Mhm...wie fühlen Sie sich allgemein in Deutschland? Fremd oder
 418 dazugehörig?

419 E: *Es ist schwer zu sagen. Manchmal dazu, manchmal fühlt sich wie fremde*
 420 *Leute. Das ist eine Medale von zwei Seiten. Eine Seite ja, andere Seite..*
 421 *Manchmal man fühlt sich fremd. Es gibt solche Situationen. An sonst ..*
 422 *du bist wie zu Hause.*

423 I: Sind Sie mit Ihrem Leben hier zufrieden, fühlen Sie sich sicher?

424 E: *(schnell) Ja, sicher, hier fühle mich sicher. Ich weiß, ich bekomme mein*
 425 *Geld, ich weiß alles. Morgen muss ich nicht nachdenken. ... Ich war*
 426 *schon lange in Russland nicht, ich weiß nicht wie geht es dort. Am*
 427 *Fernseher zeigen sie das geht es alles gut, aber ich war schon sieben*
 428 *Jahre dort nicht, ich kann es nicht vergleichen.*

429 I: Ja...gut...sind Sie denn vielleicht in einer Gruppe/einem Verein/einer
 430 Organisation aktiv?

431 E: *(nein) Nein.*

432 I: Möchten Sie gern in einer Gruppe/einem Verein/einer Organisation aktiv
 433 sein?

434 E: *Nein. Wir haben Garten und reicht. Im Gartenmitteverein.*

435 **Erfahrungen mit Erwerbslosigkeit:**

436 I: Jetzt möchte ich Sie gern noch nach Ihren Erfahrungen mit
 437 Erwerbslosigkeit fragen. Sie sind momentan arbeitslos, wenn ich Sie
 438 richtig verstanden habe?

439 E: *Ja, (.) ich war immer arbeitslos...*

440 I: Mhm...wie fühlen Sie sich dabei?

441 E: *(schnell und leise) Na nicht so gut, so wie so muss man richtige Arbeit.*
 442 *Wenn du hast richtige Arbeit, du hast andere Pläne. Du hast etwas noch*
 443 *mehr. ... Wir suchen Arbeit, aber zur Zeit gibt es keine Arbeit.*

444 I: Mhm...was sind Ihrer Meinung nach Gründe Ihrer Erwerbslosigkeit?

445 E: *Ökonomische, ökonomische Gründe. Man muss mehr an die Leute*
 446 *denken. Die Politiker sollen an die Leute denken, die Arbeitsplatz*
 447 *machen. Und was dort in Fernsehen, sie denken es nicht.*

448 I: Fühlt man sich als Frau mehr benachteiligt, wenn man arbeitslos ist,
 449 oder, was denken Sie?

450 E: *Nein, nein.*

451 I: Wie empfinden Sie die Zeit ohne Arbeit allgemein?

452 E: *Na, es gibt solche Zeit. Im Sommer ja, es klappt, man kann ins Garten*
 453 *gehen, man kann so und so. Das ist bisschen so kompliziert im Winter, im*
 454 *Herbst, wenn du hast schon kein Garten, und nur zu Hause. Kannst du*
 455 *jedes Morgen (leise) saugen, kochen, putzen, das geht jeden Tag das*
 456 *selbe. Nur spazieren, durch den Stadt, Geschäfte gucken, du kannst nicht*
 457 *kaufen, aber nur gucken.*

458 I: Mhm... kann man also sagen, dass Erwerbslosigkeit auch
 459 finanzielle/materielle Auswirkungen auf Sie hat?

460 E: *Wie kann sagen, nur Harz IV, aber Harz IV reicht nicht. Es kann*
 461 *vorstellen, wenn du bekommst Harz IV, das ist zu knapp, darum wir*
 462 *freuen sich, wenn wir bekommen Ein-Euro-Job oder suchen Ein-Euro-*
 463 *Job.*

464 I: Mhm...und entstehen eventuell durch die Arbeitslosigkeit auch
 465 Spannungen in der Familie?

466 E: *Nein.*

467 I: Möchten Sie denn richtig arbeiten?

468 E: *Ja, ich möchte gern an richtige Arbeit, aber wo? Wir suchen auch, aber*
 469 *alle suchen die Arbeit. Aber wenn du kommst mit Bewerbung, zuerst*
 470 *nehmen sie richtigen Deutschen und dann du. Bei dieser*
 471 *Arbeitslosigkeit..und die Arbeitslosigkeit wächst wächst wächst.*

472 I: Haben Sie eventuell vor eine Selbständigkeit auszuüben?

473 E: *Nein, nein. Nach diesem habe ich noch nicht nachgedacht.*

474 I: Okay...die Statistik zeigt, dass es in Deutschland mehr Aussiedler-

475 Frauen als Aussiedler-Männer sind? Was glauben Sie, sind die Ursachen

476 dafür?

477 E: *(lacht) Manchmal denke ich die Frauen möchten zu Hause bleiben, um*

478 *die Kinder. Das ist besser. Wenn du kommst nach Hause, ich kann so*

479 *sagen, wenn ich war im Altenheim, ja, es gibt acht Stunden. Du kommst*

480 *nach Hause, du muss alles machen. Oder im Alte Spinnerei, Samstag*

481 *Sonntag bis 19 Uhr und in der Woche. Und wenn du hast Zeit, zu Hause*

482 *zu sitzen, du stehst früh morgen ruhig auf, machst du für allen Frühstück,*

483 *alle gehen in die Schule oder zum Arbeiten Mann geht, du aufräumst*

484 *ruhig, kannst ins Geschäft gehen, Mittagessen, waschen. Und wenn*

485 *kommen alle nach Hause du bist nicht müde. Alles ist fertig und du bist*

486 *nicht müde. Und wenn du arbeitest in Alte Spinnerei 8 Stunden und*

487 *kommst nach Hause halb fünf, du bist schon kaputt. Manchmal viele*

488 *sitzen darum zu Hause. Oder suchen Schwarzarbeit, 2, 3 Stunden in der*

489 *Woche. Es gibt solche Varianten auch. ... Es zwei Varianten, oder ich*

490 *bleibe mit meinen Familie und alle sind zufrieden oder ich arbeite und*

491 *dann kann ich die Kinder verloren. ... Wenn es jetzt kommen große*

492 *Themen mit Drogen, es kann sein so.*

493 **Erfahrungen mit Institutionen:**

494 I: Mhm...okay. Mich würde noch interessieren, wie Sie im Allgemeinen

495 mit Umgang der Behörden hier in Deutschland zufrieden sind? Z.B. mit

496 Behörden, die für die Integration in Arbeit zuständig sind oder

497 Jugendamt, Schulamt und so weiter? Haben Sie schon mal das Gefühl

498 gehabt, dass Sie von Behörden anders behandelt werden als

499 Einheimische?

500 E: *Mit Jugendamt bin ich zufrieden, ich habe mit ihnen kein Problem. Ich*

501 *habe alles schon entschieden. Früher war ich nicht zufrieden mit Herr*

502 *K... Er kann nichts machen..*

503 I: ganz kurz eine Zwischenfrage, wer ist Herr K...?

504 E: *Arbeitsagentur, ARGE Mittweida, Herr K..., wie viel haben wir bei ihm*
505 *gefragt, klappt nicht 3 Jahre. Er wollte vielleicht nicht, dass wir Arbeit*
506 *bekommen. Viele bekommen Arbeit und wir nicht. .. Und dann jetzt bei*
507 *uns ist andere Beraterin und dann klappt es, du muss nur sagen was du*
508 *willst. Am 24. November wir waren in ARGE bei Frau M...und schon am*
509 *1. Dezember ich bekomme Einladung zum Arbeit. Dort können die Leute*
510 *arbeiten, aber es gibt solche, die können nicht arbeiten, wie unser Herr*
511 *K...*

512 I: Haben Sie sich als Erwerbslose an Vereine gewendet wie
513 Arbeitslosentreff bzw. an Migrationsberatungsstellen?

514 E: *Na ja...*

515 I: Haben Sie dort eine Unterstützung bekommen können?

516 E: *Nein, nichts, nichts (.).*

517 I: Was denken Sie überhaupt über solche Stellen, ob so was hilfreich und
518 notwendig ist?

519 E: *Ich kann es jetzt nicht sagen.*

520 **Wünsche:**

521 I: Okay...dann kommen wir ja zum letzten Abschnitt, und zwar würde ich
522 Sie gern nach Ihren Wünschen abfragen. Was wünsche Sie sich
523 zukünftig, um besser in Arbeit integriert zu werden?

524 E: *Na zuerst wünsche ich gute Arbeit zu finden, mit gutes Lohn, aber das ist*
525 *Fantasie. Man kann vorstellen. Mit gutes Lohn dann kann man ruhig*
526 *gehen, nicht denken, dass morgen du fliegst raus oder nach zwei*
527 *Monaten du bekommst wieder kein Lohn. Dann bekommst du wieder*
528 *diese Probleme. Ich möchte, dass bei meinem Sohn, bei Eltern geht es*
529 *alles in Ordnung. Vielleicht klappt es, aber ich weiß es nicht. Dann mein*
530 *Mann findet Arbeit. Na, dieses Fantasie. Man kann fantasieren, wie viel*
531 *du willst.*

532 I: Was könnte Ihrer Meinung nach seitens der deutschen Gesellschaft/des
533 Arbeitsmarktes anders/besser gemacht werden?

534 E: *Ich habe es schon gesagt, man muss Arbeitsplätze machen. Anders geht*
535 *es nicht. Zuerst Arbeitsplätze machen und erstes Steuer senken.*

536 I: Haben Sie eventuell Vorstellungen, wo Sie gern arbeiten würden, in
 537 welchem Bereich?

538 E: *Oh, jetzt zur Zeit ich noch nicht.*

539 I: .. also bestimmter Berufswunsch?

540 E: *Nein, zur Zeit noch nicht.*

541 I: Haben Sie Erwartungen an Sich selbst? Was Sie vielleicht anders machen
 542 können?

543 E: *(lacht) Ich kann alles machen, ich kann alles machen. Geben sie mir so*
 544 *Arbeit und ich mache alles. Geben sie mir Platz als Russischlehrerin ins*
 545 *Gymnasium, und ich arbeite, dann lebe ich mit dieser Arbeit zufrieden.*
 546 *Ich mache alles.*

547 I: Was für Unterstützungsmöglichkeit seitens der Behörden bzw. Vereinen
 548 sehen Sie für sich? Was würden Sie sich von ihnen wünschen?

549 E: *(atmet schwer) Na, ich weiß schon nicht, was will ich. Ich weiß schon*
 550 *nicht, was will ich .. von diesen Institutionen. Es gibt so viel, dann du*
 551 *kannst alles wünschen, .. was du willst.*

552 I: Wie schätzen Sie eine Selbsthilfe-Gruppe ein, die sich mit Integration am
 553 Arbeitsmarkt befasst? Ob sowas überhaupt hilfreich und notwendig
 554 wäre?

555 E: *Ich war einmal in dieser Gruppe, aber es bringt keine Punkte. Das war*
 556 *diese Arbeitslosigtreffpunkt: „Ja, wir suchen die Arbeit, wir helfen*
 557 *ihnen...“ und so und so, aber weiter als die Wörter er war nicht*
 558 *gekommen.*

559 I: Mhm...

560 E: *.. keine Hilfe, ich habe schon einmal probiert, für meinen Mann und*
 561 *mich, ich gehe dort jede Woche, nein. Oder sie geben dir solche*
 562 *Angebote, dann muss man oder Auto haben oder etwas noch um nach*
 563 *West zu fahren.*

564 I: Mhm...okay, könnten Sie sich eine Rückkehr in Ihr Herkunftsland
 565 vorstellen?

566 E: *Ich kann es schon nicht vorstellen. Ich kann es nicht vorstellen (atmet*
 567 *schwer), das wird dies mit meinen Kindern. Ich kann ihm das Leben*

568 *kaputt machen. Sie haben schon ganz anderes Mentalität. Der Kleine hat*
569 *andere Mentalität, er ist hier geboren, 10 Jahre, er kann es nicht*
570 *verstehen. Der Große hat auch ein anderes Mentalität. Ich kann nicht*
571 *sagen - „Schluss, wir packen unsere Sachen und fahren morgen nach*
572 *Russland.“ ... Das ist nicht so leicht.*

573 I: Mhm...ja, sie begründen es mit Kindern, heißt das, dass irgend-wo im
574 Inneren Sie sich schon eine Rückkehr vorstellen oder wünschen?

575 E: *Manchmal gibt es solches Wunsch, zurück. Aber ich weiß, hier sind*
576 *meine Kinder, aber ohne Kinder ich kann nicht leben weiter. Wenn sie*
577 *sind schon groß und sagen – „Gut, wir leben hier. Wir habe alles, Arbeit,*
578 *alles.“, dann kann ich zurück fahren. Aber wieder andere Seite. Wir*
579 *haben schon zum Beispiel hier 20 oder 30 Jahre gewohnt und dann*
580 *kommen wir zurück, das ist auch .. anderes.*

581 I: Ja...

582 E: *... wieder anderes Mentalität und so und so und so. ich war in 2003 in*
583 *Russland, ich war hier 4 Jahre. Ich komme, ich sehe alles .. und für mich*
584 *war Schock. Dieser Dreck und alles und alles und alles, und so grobe im*
585 *Geschäft. Sie schmeißen dir alles. Ich sage „bitte“, sie versteht nicht,*
586 *warum ich sage – „Geben Sie mir bitte diese.“ Für ihnen war Schock*
587 *und für mich war Schock.*

588 I: Mhm...ja...als letztes möchte ich gern wissen, also, wenn Sie drei
589 Wünsche frei hätten, was würden Sie sich wünschen?

590 E: *Wünschen? Erstes, dass meine Familie gesund sei, dass die Kinder*
591 *(atmet schwer), dass mit die Kinder nichts passiert. Das ist erstes, keine*
592 *Krankheit und so und so. (überlegt kurz und seufzt) Und Arbeit gutes zu*
593 *finden. Und dass alles geht bei Anton klappt. Mehr brauche ich nichts. ...*
594 *Zuerst das Gesundheit bei die Kinder und dass alles klappt bei unsere*
595 *Kinder (leise), dass sie gesund und nichts mit ihnen passiert. (laut) Das*
596 *ist ganz ganz wichtig. Alles anderes spielt keine Rolle. Kein Geld und*
597 *nichts mehr. Wir leben für die Kinder, das ist unsere Leben. Nur die*
598 *Kinder.*

Erklärung zur selbständigen Anfertigung der Arbeit

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Burgstädt, den 31.08.2010
